

Ich schweige nicht!

Liebe Leserin, lieber Leser!

Es passiert immer ziemlich viel rund um Carl Albert Loosli und entlang der Themen, die mit ihm in Zusammenhang stehen. Das darf ja eigentlich niemanden erstaunen, hat sich Loosli doch als Allrounder auf vielen Gebieten betätigt – mit Worten und mit Taten. Die Themen gehen uns nicht aus und werden zum Teil auch an uns herangetragen: Ich erinnere mich beispielsweise an Jürgen Rodeland aus Mainz, der uns C. A. Loosli als Schmetterlingsforscher vorgestellt hat (*Der junge Carl Albert Loosli als Naturwissenschaftler – eine Entdeckung*. In: C. A. LoosliAktuell Nr. 8, 2017), und ich erinnere mich an Katharina von Salis, die über die Künstlerin Hanni Bay einen Beitrag verfasst hat (*C. A. Loosli im Gästebuch der Malerin Hanni Bay*, in Nr. 7, 2016). Oder ich denke an Christian Schmid, der in der Nr. 10 über *Loosli und der Aberglaube* geschrieben hat. Nicht vergessen werde ich den Artikel des ehemaligen Bundesrichters Dr. Giusep Nay zur Administrativjustiz, *Wie recht Carl Albert Loosli hatte und hat*, in der Nr. 3 unseres Bulletins vom Herbst 2012. Die meisten Beiträge wurden und werden aber wohl von Mitgliedern der Loosli-Gesellschaft verfasst, von Fredi Lerch, Dominik Riedo, von Martin Uebelhart und von mir, nicht zu vergessen die zeichnerischen Beiträge von Gian Fontana.

Wir leiden also nicht an Stoffmangel und könnten alle zwei bis drei Monate unser Magazin, das in der Zwischenzeit zu einer kleinen Zeitung geworden ist, mit Inhalt füllen und herausgeben. Doch das lassen wir gescheiter bleiben, es würde uns überfordern. In organisatorischer Hinsicht und finanziell. Es ist eine Riesearbeit, die jedesmal ansteht, und sie ist nicht kostenlos. Erneut bitte ich Sie, uns Ihre Wertschätzung und Ihr Interesse zu bekunden, indem Sie uns einen kleineren oder grösseren Betrag überweisen. Gerade bei uns in der deutschen Schweiz gibt es ja seit altersher die leidige Vorstellung, dass nichts wert ist, was nichts kostet. Daran wollen und müssen auch wir uns orientieren, zumindest ein klein wenig. Für die Mitglieder flattert unsere Zeitung selbstverständlich kostenlos ins Haus – aber auch sie können etwas spenden, so es denn das Portemonnaie erlaubt. Der jährliche Mitgliederbeitrag beträgt 50 Franken, unverändert seit der Gründung der Gesellschaft vor 18 Jahren. Bereits letztes Jahr ist einiges an Spenden bei uns eingegangen, von Mitgliedern und Nichtmitgliedern, und ich danke den Gönnern an dieser Stelle nochmals ganz herzlich.

Ein Einzahlungsschein liegt bei.
Oder IBAN CH15 0900 0000 3062 8358 4

Mit einem kleinen oder eben grösseren Beitrag sind Sie also auch als Nichtmitglied weiterhin dabei, was ich mir sehr wünsche – denn mit *Ich schweige nicht* erfahren Sie Neues und Beständiges aus der Welt der Literatur, der Sozialpolitik, aus dem Bereich der Kunst, aus dem ganzen mit Loosli zusammenhängenden Kosmos. Und wir konfrontieren Sie als LeserInnen mit den ewig aktuellen Fragen um Menschenwürde und Menschenrechte, um Demokratie, die Rechte der Minderheiten und der Randständigen. Und wir schlagen den Bogen von Looslis Warnungen vor Faschismus und staatlichen Vereinnahmungs-

versuchen zu den uns heute drohenden Gefahren und Tendenzen. Was heute in der Rückschau leicht schönfärberisch mit dem Begriff des «fürsorgerischen Freiheitszugs» umschrieben wird, hat Loosli als einer der ersten schon vor neunzig Jahren als «Administrativjustiz» angegriffen. Das Thema wird die Schweiz noch lange beschäftigen, und wenn ich eingangs sagte, es passiere um uns her so einiges, so trifft dies auch für diesen Bereich zu: gegenwärtig wird das spannende Projekt *Ein Haus der anderen Schweiz* diskutiert. Lesen Sie dazu den Beitrag von Fredi Lerch. In Sachen Wiedergutmachung an Professor Jonas Fränkel, Looslis bestem Freund, tut sich auch etwas. Nach wie vor sind wir im Spitteler-Jahr und gedenken des Literatur-Nobelpreisträgers – allerdings nicht mit Festreden und dergleichen – denn, nicht wahr: In zwei bis drei Jahren wird voraussichtlich kaum jemand mehr gross von Carl Spitteler reden, dem Freund Fränkels und Looslis... Beweise gefällig: Hodler-Gedenkjahr 2018 – was ist davon übriggeblieben? Wer redet heute noch von ihm?

Damit soll deutlich gesagt sein, dass Spitteler und Hodler auch weiterhin ein Thema sein werden, sie bleiben für uns immer aktuell – und nicht bloss, wenn grad irgendein Jahrestag fällig ist. Damit bin ich mitten in einem tour d'horizon durch die vorliegende Ausgabe von *Ich schweige nicht!* Spitteler gewidmet ist ein Ausschnitt aus dem Buch *Carl Albert Loosli – ein Leben*, das im November diesen Jahres erhältlich sein wird. Dominik Riedo berichtet über Spitteler-Literatur und das «Spitteler-Jahr 2019». Dieter Stoll bespricht die italienischsprachige Ausgabe von Looslis *Schattmattbauern*, einer Übersetzer- und Neuschöpfungsaufgabe, wie man sie sich schwieriger kaum vorzustellen vermag: Vom Emmental ins Tessin und nach Italien, *L'inganno del diavolo*. Neben den Schwerpunkten Administrativjustiz und Spitteler weist diese Ausgabe mit Emil Zbinden ein weiteres grosses Thema auf: Zbinden hat mehrere Dialektbücher Looslis mit Zeichnungen und Holzschnitten illustriert; wir zeigen ein Beispiel aus Looslis autobiografisch gefärbter Geschichte vom *Gäng Hü-Schlosser*. Etienne Wismer stellt den Förderverein Emil Zbinden vor. Zum Themenbereich Kunst bringen wir ferner Martin Uebelharts Bericht zur Malerin Stéphanie Guerzoni und Dominik Riedo schreibt über die von Pedro Meylan und Etienne Perincioli geschaffenen Büsten C. A. Looslis.

Loosli kommt wie immer auch selber zu Wort, mit einem Gedicht, mit einigen seiner Erkenntnisse aus *Einfälle und Betrachtungen* (1920) und aus *Weisheit in Zweizeilern* (1934). Münsterchen aus Looslis Küche und zur Gesundheitspflege aus dem Jahr 1905 kommen hinzu – Wohl bekomms!

Und nun wünsche ich allen bei der Lektüre viel Vergnügen! Reaktionen, Anregungen, Ideen, Leserbriefe sind übrigens durchaus erwünscht.

Erwin Marti

12

Inhaltsverzeichnis

Aktuell 2

- «Administrativjustiz»: Es war «organisierte Willkür»
Fredi Lerch
- Entsteht in Bümpliz ein «Loosli-Haus»?
Fredi Lerch

Mensch 4

- Emil Zbinden und C. A. Loosli
Erwin Marti
- Cherium
Carl Albert Loosli
- Ausstellen, Konservieren und neu schaffen
Etienne Wismer
- Das merkwürdige Verschwinden des Jonas Fränkel
Martin Uebelhart
- Spitteler-Festakt: Kein Wort zu Jonas Fränkel
Fredi Lerch
- Carl Spitteler im Jahr 2019
Dominik Riedo
- Carl Spitteler und C. A. Loosli
Erwin Marti
- Wirbel um Carl Spitteler
Erwin Marti
- «Jonas Fränkel 85-jährig»
Werner Schmid
- Kochen und Gesundheitspflege mit C. A. Loosli
- Büsten von Carl Albert Loosli
Dominik Riedo
- Die Malerin Stéphanie Guerzoni und C. A. Loosli
Martin Uebelhart
- Vor 100 Jahren
Erwin Marti

Empfehlungen 13

- L'inganno del diavolo
Dieter A. Stoll
- Zur Freude der Imaginierer
Dominik Riedo
- Spittelers Zeichen
Martin Uebelhart
- Über einen pädophilen Vater
Monika Kreidi

Fundus 15

- Einfälle und Betrachtungen
Weisheiten in Zweizeilern
Carl Albert Loosli

Agenda 16

- Kurznachrichten
Von und über C. A. Loosli
Carl Albert Loosli Gesellschaft

«Administrativjustiz»:

Es war «organisierte Willkür»

Fredi Lerch
(info@fredi-lerch.ch)

Die Unabhängige Expertenkommission Administrative Versorgungen (UEK) hat ihre Forschungen abgeschlossen. Dabei hat sie C. A. Loosli achtzigjährige Kritik an der «Administrativjustiz» als «bei aller Radikalität differenziert» bestätigt.

Bierhübeli, Bern, 2. September 2019: Im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung nimmt die Bundesrätin Karin Keller-Sutter den Schlussbericht der UEK entgegen. Ihre Dankesrede beginnt sie mit den Worten: «In unserem Land ist Zehntausenden von Frauen und Männern Unrecht angetan und Leid zugefügt worden. Man hat ihnen ohne Gerichtsbeschluss die Freiheit entzogen.»

Eine dunkle Seite der Geranien-schweiz

Die am 5. November 2014 vom Bundesrat eingesetzte UEK hat sich bei ihrer Forschungsarbeit auf die administrativen Versorgungen konzentriert. Andere fürsorgerischen Zwangsmassnahmen – etwa das Verdingkinder- und das Heimkinderwesen oder Zwangsadoption und Zwangssterilisation – hat sie von Fall zu Fall erwähnt, aber nicht erforscht. Trotzdem waren zur Präsentation der Forschungsergebnisse zehn zum Teil umfangreiche Bücher nötig. Sie sind im Laufe des Jahres 2019 im Chronos Verlag erschienen.

Die Infrastruktur für diese Internierungen ohne Gerichtsurteil bildete das, was die UEK als «schweizerische Anstaltslandschaft» bezeichnet. Für den fokussierten Zeitraum von 1930 bis 1981 ermittelte sie schweizweit 648 Institutionen – von Zwangsarbeitsanstalten über Arbeiterkolonien, Erziehungsheime, Trinkerheilstalten, Strafanstalten, Heil- und Pflegeanstalten bis zu Armenhäusern und Mutter-Kind-Heimen. Die Institutionen waren spezialisiert nach

den Hauptfunktionen «Erziehen», «Sichern» und «Therapieren/Heilen».

Es war der UEK nicht möglich, alle noch bestehenden Archive dieser Institutionen systematisch auszuwerten. Auf der Basis von «Sondierbohrungen» in den Aktenbeständen entwickelten die Forschenden für die Bestimmung der mutmasslichen Zahl von Betroffenen ein «Schätzungsband»: «Konkret bewegen sich die Werte im Bereich von rund 39'000 (Untergrenze) und rund 200'000 Einweisungen (Obergrenze)». Über das ganze 20. Jahrhundert seien «mindestens 50'000 bis 60'000 Personen» betroffen gewesen.

Weitere Erkenntnisse: Am meisten administrativ versorgt wurde während der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre. Männer versorgte man deutlich häufiger als Frauen (80 zu 20 Prozent) – erstere wurden dabei mit Vorliebe als «arbeits-scheu», letztere als «liederlich» stigmatisiert. Juristisch möglich gemacht wurde die Praxis durch «ein unübersichtliches Flickwerk von Gesetzen», das es auch kommunalen Laienbehörden ermöglichte, «ausserhalb des ordentlichen Rechtsrahmens [...] auf moralischen Bewertungen» basierend Leute mit einem «Recht zweiter Klasse» zu versorgen.

Zusammenfassend charakterisiert die UEK die «patriarchale Mittelstandsschweiz», die bis 1981 auch mit administrativen Versorgungen Sozialpolitik betrieben hat, durch «eine direktdemokratische, jedoch wenig grundrechtssensible Rechtskultur, Abwehrreflexe gegen internationale Normensetzungen, eine kleinräumige Sozialkontrolle mit hohem Konformitätsdruck, eine hierarchisierte Geschlechterordnung, die anhaltende Ausgrenzung von Armut als Kehrseite einer starken Arbeits- und Leistungs-ideologie sowie schwach ausgebaute und lange unterfinanzierte soziale Sicherungssysteme».

Die Verbeugung der UEK vor Loosli

80 Jahre, bevor Bundesrätin Keller-Sutter im Namen der offiziellen Schweiz die Geschichte der administrativen Versorgungen als Unrecht und als Leid verursachend anerkannt hat, veröffentlichte C. A. Loosli am Ende der Wirtschaftskrise der 1930er

Jahre sein Buch «'Administrativjustiz' und Schweizerische Konzentrationslager». Für Loosli bedeutete der Begriff «Administrativjustiz» dabei zweierlei: einerseits ein Teil der «Verwaltungsrechtspflege», andererseits die «Willkür des Staates, der Gemeinden und der Gesellschaft, die sich anmassen, den einzelnen Staatsbürger seinem natürlichen Richter zu entziehen, ihn der ihm ebenfalls verfassungsmässig zustehenden Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze und dem Rechte zu berauben, über seine Person, sein Eigentum willkürlich, unter Ausschluss jeglichen öffentlichen Verfahrens, unter Vergewaltigung und Verneinung seiner Menschen- und Bürgerrechte, zu verfügen». Diese «'Administrativjustiz' in Gänsefüsschen», wie Loosli sie nannte, war sein Thema und entspricht den «administrativen Versorgungen», die die UEK nun erforscht hat.

1939 stand Loosli weder ein 26köpfiges Forschungsteam noch ein Budget von 9,9 Millionen Franken zur Verfügung, und keine einzige der 648 Institutionen hätte ihm damals für seine Recherchen Einsicht in die Akten von Internierten gewährt. Dafür hatte er die Erfahrungen eines Betroffenen (insbesondere der Zwangserziehungsanstalt Trachselwald). Und als Journalist hatte er genug recherchiert, um die richtigen Schlüsse zu ziehen. Einer davon lautete: «Die 'Administrativjustiz' ist auf dem ganzen Gebiete der Schweizerischen Eidgenossenschaft [...] unverzüglich abzuschaffen.» Denn sie sei «grundsätzlich in jedem Falle eine Rechtsverneinung, eine Vergewaltigung, ein Rechtsraub, gestützt auf bare, wenn auch weitgehend organisierte Willkür».

Dass der Schlussbericht der UEK nun mit Verweis auf Loosli unter dem Titel «Organisierte Willkür» erschienen ist, ist eine Verbeugung vor dem Autor und seiner «Administrativjustiz». Loosli habe, so der Schlussbericht, «bei aller Radikalität [...] differenziert» argumentiert, und zwar mit drei Stossrichtungen:

- Erstens habe Loosli das Versorgungsrecht als «willkürlichen und gewaltsamen Eingriff in die bürgerliche Freiheit» verstanden, der gegen die Bundesverfassung verstosse und das Vertrauen der Bürger in den Staat zerstöre.

- Zweitens sei die «Administrativjustiz» ein gewaltsames Herrschaftsinstrument der bürgerlichen Klasse (statt «Klasse» verwendet der Schlussbericht mehrfach auch den Begriff der «Eliten»). Die administrativen Versorgungen seien eine politische Massnahme dieser Eliten gewesen gegen die befürchtete «Entstehung von Massenarmut».

- Drittens dienten administrative Versorgungen der Zwangsarbeit, Versorgte seien «Staatsklaven», und Profiterwägungen seien wichtiger als «Resozialisierungsziele».

Die UEK-Forschungen haben diese drei Stossrichtungen von Loosli Kritik grundsätzlich bestätigt. Nicht einverstanden sind die beiden AutorInnen des Schlussberichts, Urs Germann und Lorraine Odier, mit Loosli Untertitel der «Schweizerische[n] Konzentrationslager». Auch wenn Konzentrationslager 1939 noch nicht die Bedeutung von Vernichtungslagern haben konnten, könnten administrative Versorgungen nicht «mit der Systematik und mörderischen Logik» von «totalitären Unrechtsstaaten» gleichgesetzt werden, sondern seien «im Kontext einer weit verstandenen Eingriffsfürsorge [...] meist auf den Einzelfall gerichtet» gewesen.

Fürsorgerischen Zwang bleibt aktuell

Unter dem Druck der Europäischen Menschenrechtskonvention hat die Schweiz auf 1. Januar 1981 das schweizerische Zivilgesetzbuch geändert, das Versorgungsrecht der «organisierten Willkür» abgeschafft und die Fürsorgerische Freiheitsentziehung (FFE) eingeführt. Auf 1. Januar 2013 wurde dieser FFE durch die FU – die Fürsorgerische Unterbringung – ersetzt. FU steht für Zwangspsychiatrie bis zu sechs Monaten. Die UEK ist zurecht der Meinung, es sei deshalb nötig, «1981» als bloss «vermeintliche Zäsur» zu verstehen und kritisch zu hinterfragen – immerhin seien 2016 im Sinne der FU in 14580 Fällen von ärztlichen oder administrativen Stellen «Zwangshospitalisierungen» verfügt worden.

An den Rändern der Gesellschaft spielen also auch heute Ausgrenzung, Stigmatisierung und Internierung ihre Rolle. Das

Aktuell



Dilemma von «Fürsorge und Zwang» (so der Titel des bis 2022 laufenden Nationalen Forschungsprogramms 76) ist auch heute eine sozialpolitische Realität.

Im Abschlussbericht formuliert die UEK deshalb «vier weiterführende Forschungsperspektiven»:

1. Historische Vertiefung. – Um «die Logik gesellschaftlicher Ausgrenzung und die damit verbundenen Konstruktionen sozialer Abweichung» genauer zu verstehen, sei es nötig, «das Ineinandergreifen verschiedener Formen der sozialen Kontrolle (Fürsorge, Vormundschaft, Justiz, Psychiatrie, Schule etc.) in geografisch überschaubaren Räumen (Dorf, Stadt, Bezirk) vertiefter zu analysieren». Zu fragen sei nach der sozialen Kontrolle («Verwandtschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen»). Zu klären seien auch «die Motivlagen und Handlungslogiken der Behördenakteure jenseits der offiziellen Begründungen» (insbesondere Kostenüberlegungen).

2. Internationaler Kontext. – Die schweizerische Praxis im Umgang mit Devianz (Fürsorge, Vormundschaft, Suchthilfe, Bekämpfung der Prostitution, Jugendkriminalität etc.) in den internationalen Kontext einzubetten, könne, so die UEK, «wichtige Einsichten in die Funktionsweise des schweizerischen Sozial- und Rechtsstaats» bringen. Insbesondere nach 1945, als sich «die Schere zwischen der Entwicklung der Schweiz und den umliegenden Ländern zunehmend» geöffnet habe.

3. «Vermeintliche Zäsur 1981». – Ein wichtiger Aspekt der veränderten Bedingungen, unter denen zwischen 1960 und 1990 Freiheitsentzüge praktiziert wurden, sei «die wachsende Bedeutung psychiatrischer Hospitalisierungen»: «Inwieweit lässt sich vor diesem Hintergrund von einer Verlagerung behördlicher Interventionen in den Bereich der Psychiatrie sprechen?» Mit Forschungen in diesem Bereich liesse sich der «Bogen von der historischen Praxis administrativer Versorgung zum gegenwärtigen Umgang mit Menschen schlagen, die durch soziale Auffangnetze fallen».

4. Warum so spät? – Das Versorgungsrecht sei nie unbestritten gewesen, stellt die UEK fest: «Dennoch blieb die öffentliche Kritik stark fragmentiert und konnte nur beschränkt Resonanz erzielen.» Warum dauerte es so lange, bis die offizielle Schweiz das Unrecht und das angetane Leid anerkannte? Wie gelang es den betroffenen Frauen und Männern schliesslich dennoch, die Rehabilitation auf die politische Agenda zu bringen? Wie sieht das Bild aus, das sich die Öffentlichkeit von administrativen Versorgungen heute macht und was bedeuten die Wahrnehmungsfiler der (medialen) Öffentlichkeit für die Erinnerungskultur und das Problembewusstsein der Gesellschaft in Bezug auf die heutigen «Fürsorgereichen Unterbringungen» und auf die Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht?

Die UEK schliesst mit dem Plädoyer für einen partizipativen Forschungsansatz: «Wichtig wird es sein, diese Fragen zusammen mit den Menschen, die von administrativen Versorgungen und anderen Zwangsmassnahmen betroffen waren, auf Augenhöhe zu diskutieren» – zum Beispiel in einem «Haus der anderen Schweiz» (siehe Kasten).

Die neun Monografien und der Synthesbericht der UEK können auf der Website des Chronos Verlags als PDFs gratis heruntergeladen werden unter <https://www.chronos-verlag.ch/reihen/2383>.

Der Schlussbericht der UEK trägt den Titel: «Organisierte Willkür» und ist eine Hommage an Loosli, von dem diese Formulierung stammt.

Entsteht in Bümpliz ein «Loosli-Haus»?

Neben den Forschungsergebnissen präsentiert die UEK in ihrem Schlussbericht zuhanden von Politik und Öffentlichkeit auch eine Reihe von «Empfehlungen» zur sozialen Rehabilitation der betroffenen Personen und zur materiellen Wiedergutmachung des an ihnen begangenen Unrechts.

Zugunsten der Betroffenen empfohlen wird zum Beispiel Steuererlass, ein Hilfsfonds zur Deckung medizinischer, psychotherapeutischer und zahnärztlicher Kosten oder ein SBB-Generalabonnement auf Lebenszeit. Empfohlen wird kostenloser Zugang zu Ausbildungen oder zum öffentlichen Kultur- und Sportangebot. Empfohlen wird darüber hinaus zur «öffentlichen Sichtbarkeit und Legitimität» der Betroffenen und ihrer Geschichte das «Projekt für ein Haus der anderen Schweiz».

Dieses Haus soll ein Archiv zur Geschichte der fürsorgereichen Zwangsmassnahmen aufbauen und Angebote im Dienst von «staatsbürgerlichem Engagement», «Forschung» sowie «Bildung und kulturellen Aktivitäten» realisieren. Betrieben werden soll es von einem Verein, einer Stiftung oder einer Genossenschaft, die Leitung soll «einem unabhängigen Kollegium obliegen, das sich grossmehrheitlich aus von fürsorgereichen Zwangsmassnahmen betroffenen Personen zusammensetzt».

Zum Standort des Hauses hat die UEK eine klare Vorstellung: «Das Haus der anderen Schweiz befindet sich in Bern. Dies hängt mit der gesamtschweizerischen Bedeutung der Bundesstadt, der Nähe zu den politischen Institutionen und zur Bundesverwaltung sowie mit der geografischen Lage von Bern zusammen.»

Die Empfehlung eines Hauses der anderen Schweiz ist in Bern von sozialdemokratischen PolitikerInnen noch im Herbst 2019 aufgegriffen worden:

- Im Stadtparlament von Bern haben Katharina Altas, Johannes Wartenweiler und Timur Akçasayar eine Motion für ein «C. A. Loosli Haus» in Bümpliz eingereicht. Die Motion fordert die Stadtregierung auf, «eine geeignete Liegenschaft» zu finden, «eine Trägerschaft aufzubauen» und «ein Betriebskonzept auszuarbeiten».

- Eine Motion hat auch die Grossrätin Béatrice Stucki im bernischen Kantonsparlament eingereicht. Sie beauftragt die Kantonsregierung, zusammen mit der Stadt Bern eine geeignete Liegenschaft für ein «C. A. Loosli-Haus» zu suchen und zusammen mit Gemeinden und Institutionen dafür eine Trägerschaft aufzubauen. Ohne von der UEK-Empfehlung wissen zu können hat übrigens schon im März 2019 der SP-Grossrat Hervé Gullotti mit einer Motion die Regierung beauftragt, «die Opfer von fürsorgereichen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen zu ehren und als Zeichen der Anerkennung ihres Leids eine Gedenkstätte zu schaffen.» Der Grosse Rat hat die Motion zwar in ein Postulat umgewandelt, aber in dieser Form mit 131 zu 9 Stimmen gutgeheissen.

- Schliesslich fragt die Nationalrätin Flavia Wasserfallen den Bundesrat in einer Interpellation, ob er die UEK-Empfehlung des Hauses einer anderen Schweiz unterstütze und falls ja, wie er die konzeptuelle Arbeit und die Realisierung des Projekts konkret zu unterstützen gedenke.

Und zu guter Letzt gibt es aus Bümpliz Signale, die besagen, dass die Idee eines «Loosli-Hauses» im Westen der Stadt Bern auf fruchtbaren Boden fallen könnte. Zwar ist Loosli dort vor exakt fünfzig Jahren gestorben. Aber tot ist er noch lange nicht. Nächstens mehr.

Fredi Lerch

«Das Recht muss, will es sich bewahren, der Stachel in der Fleischmasse und Fettmasse der Macht sein».

«Im Guten wird die Welt nicht von den Grossen verändert, sondern von manch einem Kleinen und Unbekannten».

Peter Noll: *Diktate über Sterben & Tod. Zürich (Pendo) 1984, S. 22 und S. 108.*
Peter Noll wurde 1926 geboren und war zuletzt Strafrechtsprofessor in Zürich.
Er starb 1982.

Emil Zbinden und C. A. Loosli

Erwin Marti
(ejmarti52@yahoo.de)

Emil Zbinden (1908–1991) und C. A. Loosli (1877–1959)

Geboren wurde Emil Zbinden in Niederörsch bei Herzogenbuchsee, sein Vater war Postillon, seine Mutter, Bertha Kohler, stammte aus der Arnisäge im Emmental. 1916 zog die Familie nach Bern um, ins Mattequartier. Emil machte eine Lehre als Schriftsetzer und begann zu zeichnen und zu malen. In den Jahren 1928 bis 1931 hielt er sich in Berlin und Leipzig auf und machte Bekanntschaft mit revolutionären Künstlern und mit Bruno Dressler, dem Initiator der Büchergilde Gutenberg. Er belegte Kurse für Holzschnitt und wurde in die Staatliche Akademie für Graphische Künste in Leipzig aufgenommen. Zurück in der Schweiz und in Bern, arbeitete er als Graphiker und freischaffender Künstler. Bekannt wurde er in erster Linie durch seine Holzschnitt-Arbeiten für die Gotthelf-Werkausgabe der Büchergilde Gutenberg und für diverse Bücher

C. A. Looslis. Nach dem Krieg unternahm er zahlreiche Auslandsreisen, nach Italien, Frankreich und Italien, Griechenland. Zeitweise arbeitete er mit Künstlerkollegen wie Eugen Jordi und Rudolf Mumprecht zusammen. Er machte zahlreiche Ausstellungen und war viele Jahre lang Präsident der Holzschneider-Vereinigung Xylon Schweiz.

Emil Zbinden hatte schon einiges von Loosli gelesen, darunter auch dessen Hodler-Bände, die für ihn als Kunstschaffenden besonders aufschlussreich waren, als er ihn im Mai 1941 persönlich kennenlernte. Denn Dressler von der Büchergilde suchte einen Illustrator für Looslis *Der Gäng Hü-Schlosser*, einer im Dialekt des Emmentals verfassten Geschichte des Verdingknaben Hansli. Loosli bedankte sich am 4. März 1942 bei Dressler für die «geschmackvolle Ausstattung» des Bändchens. Zbinden blieb mit Loosli im Gespräch und holte sich bei ihm Rat für seine Gotthelf-Illustrationen. Politisch war Zbinden der

Arbeiterbewegung und der politischen Linken verbunden, beide hofften sie auf bedeutende sozialpolitische Veränderungen und auf mehr Gerechtigkeit. In den fünfziger Jahren wurde Zbinden mit der Illustrierung von Looslis Dialektbänden betraut, von *Üse Drätti*, *Mys Dörfli* und vom Gedichtband *Mys Ämmital*. Es war sein und das Verdienst des Leiters der Büchergilde, Hans Oprecht, dass Loosli überhaupt bereit war, seine Werke im Dialekt des Emmentals erneut und mit einer modernisierten Schreibweise herauszugeben. Loosli liess Zbinden bei seinen Illustrationen frei arbeiten und beriet ihn allenfalls bei der Darstellung von Einzelheiten. 1975 veröffentlichte die Büchergilde Deutschland Looslis bisher unveröffentlichte Dorfchronik *Es starb ein Dorf*, zu welcher Zbinden Skizzen beisteuerte. Emil Zbinden fühlte sich Loosli immer verbunden und meinte 1972 in einem Brief an dessen Tochter Anemarie Loosli, eine Gesamtausgabe der Werke Looslis sei längst fällig: «Warum bringen es die Berner nicht zustande?»



Illustration Emil Zbinden aus *Mys Ämmital* (2008, S. 185)

Cherium

Hie stirbt eine, da stirbt eini,
Won i bchönnt u gärn ha gha;
Angänds bin i de aleini
U zletscht chumen ig ou dra!

Un es chöme jünger nache,
Wo no Freud am Läbe hei;
Üserein geit hingerache
Uf de waggelige Bei.

Un es gah u chöme d Jährli,
Un a jede chunnt der Chehr;
Zringsitum geit ds Läbe wärli,
Ou der Chächst wird aht u sehr!

Aber numen eis isch wichtig,
Das me d Freud u das me ds Leid,
Bis me nümme cha, so richtig
Het erläbt u het ertreit!

Aus: *Mys Ämmital* (Erstauflage 1911).

Rotpunktverlag, Zürich 2008. Illustrationen Emil Zbinden. Mit CD: Ausgewählte Gedichte, gelesen von C. A. Loosli und Paul Niederhauser. Musik: Albin Brun, Patricia Draeger und Marc Unternährer. ISBN 978-3-85869-388-4.



Ausstellen, konservieren und neu schaffen

Etienne Wismer
Präsident des Fördervereins Emil Zbinden

Der Förderverein Emil Zbinden vereint neben LiebhaberInnen des Werks auch Neue Linke, SammlerInnen und KünstlerInnen unter einem Dach und feierte jüngst sein zehnjähriges Jubiläum. Der Förderverein Emil Zbinden engagiert sich nicht nur für ein Werk, sondern auch für eine Haltung.

Schon früh hegte der Berner Holzstecher, Zeichner und Loosli-Illustrator Emil Zbinden eine Abneigung gegen jede Art von überhöhter Selbstbefragung. Lieber beschäftigte er sich mit der Aussenwelt und dem Sozialen. Nach seinem Tod aber stellten sich wichtige Fragen in Bezug auf seinen Nachlass und die weitere Ausstellungstätigkeit.

Anlässlich seines hundertsten Geburtstags richtete das Kunstmuseum Bern Zbinden eine erste umfangreiche Retrospektive aus. Die Ausstellung «Für und wider die Zeit» fand 2008/2009 statt und war ein voller Publikumsenerfolg. Sie wurde sogar um einige Monate verlängert. In ihrem Vorfeld jedoch war die Durchführung dieser Ausstellung alles andere als selbstverständlich. Weder gab es eine Stiftung, die die Interessen des Künstlers wahrte, noch lagen dessen Werke so zahlreich in der Sammlung des Museums, dass eine Ausstellung aus den eigenen Beständen hätte realisiert werden können.

Die erste Zielsetzung des Fördervereins Emil Zbinden war dementsprechend kurzfristig und pragmatisch: Es sollten die finanziellen Mittel gefunden werden, um die Retrospektive und den umfangreichen Ausstellungskatalog zu realisieren. Der Kuratorin Anna Schafroth ist es zu verdanken, dass die Ausstellung im Anschluss weiter nach Leipzig wandern konnte. An den Ort also, wo Zbinden sich in der Zwischenkriegszeit seine künstlerische Ausbildung geholt hatte.



Emil Zbinden (1908-1991)

Zbindens Illustrationen für die Loosli- und Gotthelfbände stehen in unzähligen Bücherregalen und Bibliotheken des deutschsprachigen Raumes. Dementsprechend wird der Künstler hauptsächlich mit dem dort verwendeten Medium des schwarzweissen Holzschnitts in Verbindung gebracht. Die Berner und Leipziger Retrospektive ermöglichten allerdings eine Wiederentdeckung des technisch und inhaltlich vielfältigen farbigen Werkteils Zbindens. Im Geist, diese weniger bekannten und oft unpublizierten Blätter weiter einer interessierten Öffentlichkeit vorzustellen, lancierte der Förderverein zwei Ausstellungen inkl. Publikation. In den Jahren 2015, respektive 2018 wurden diese im Bergeller Talmuseum sowie im Alpinen Museum der Schweiz realisiert.

Ausstellungen sind die wohl wichtigste und ganz sicher schönste Möglichkeit, das Werk eines bildenden Künstlers bekannt zu machen. Nicht nur das bloss Präsentieren und Zeigen garantiert jedoch die Überlieferung eines Werks. Gerade fragile Objekte müssen fachmännisch konserviert und behandelt werden, um nicht zeitbedingte Schäden zu nehmen. Hier ist die Übergabe des druckgraphischen Nachlasses Zbindens an die Graphische Sammlung der Schweizerischen Nationalbibliothek besonders hervorzuheben. Durch die Vermittlung des ehemaligen Vereinspräsidenten Guido Magnaguagno sind grosse Teile des Künstlerarchivs und der Holzschnitte inklusive sämtlicher Leseskizzen, Entwürfe, Skiz-

zenbücher und Probedrucke nun in konstanten Klimaverhältnissen untergebracht und öffentlich – grösstenteils auch online – zugänglich.

Zentrale Werke Zbindens konnten institutionell platziert und gezeigt werden. Der Vereinsvorstand engagiert sich aber auch für weit weniger umfangreiche Projekte. Vor drei Jahren wurde die Anbringung einer Gedenktafel an den Wohnhäusern Zbindens in der Berner Brunngasse und Müntergasse durch die Stadt erreicht und jüngst ging die englischsprachige Fassung der Webseite online.

Einem monografisch orientierten Förderverein wohnt wohl notwendigerweise die Gefahr inne, sich dem Geförderten zu stark nur in historischer Art und Weise zu nähern. In Zukunft wird den vom Künstler geschaffenen Werke deshalb etwas weniger Aufmerksamkeit zuteil. Neben einer geplanten Ausstellung im Ausland soll Zbinden vermehrt wieder mit dem für ihn so wichtigen gesellschaftlichen und korporativen Engagement in Verbindung gebracht werden. Angedacht ist die Ausrichtung eines Förderinstruments für junge Kunstschaffende oder die Zusammenarbeit mit einer Kunsthochschule. Weiter steht ein gemeinsames Projekt mit der von Zbinden mitbegründeten Xylon, der Vereinigung der Holzschneiderinnen und Holzschneider in der Schweiz, zur Diskussion. Nicht nur das Werk, sondern auch den Geist lebendig zu halten ist die Devise.

«Ich bin nicht pessimistisch. Ich glaube nach wie vor an den Willen der Menschen, eine gerechtere Ordnung zu schaffen. Das ist ein langer und schwieriger Prozess mit vielen Rückschlägen. Aber es gibt auch viele Zeichen der Hoffnung. Der Mensch erhebt sich immer wieder aus allen Niederlagen. Keine Macht der Welt, keine Gewalt, nichts hat ihn bis jetzt dazu gebracht, Unterdrückung als etwas Unabänderliches hinzunehmen. Immer wieder steht er auf und kämpft für Gerechtigkeit in dieser Welt. Und das wird so bleiben, solange es Menschen gibt.»

Emil Zbinden
(www.emilzbinden.ch)

Das merkwürdige Verschwinden des Jonas Fränkel

Martin Uebelhart
(martinuebelhart@bluewin.ch)

Bücher zum Spitteler-Jahr 2019 im Rückblick

Mit dem Namen Carl Spitteler (1845–1924) verbindet sich vor allem die berühmte Rede «Unser Schweizer Standpunkt» von 1914 und der Literaturnobelpreis von 1919 (1920 verliehen). Letzteres war der Jubiläums-Anlass, 2019 zum Spitteler-Jahr zu erklären. Eine gute Gelegenheit, den darüber hinaus (fast) Vergessenen neu zu entdecken. Und wieder zu entdecken gibt es vieles: den Erzähler, Dichter, Denker und (contre cœur) Politiker Carl Spitteler. Zur verkannten Aktualität Spittelers sind im Jubiläumsjahr Bücher erschienen, die sich dem Gefeierten auf verschiedene Weise nähern. Und die Frage bleibt, wo dabei die Erinnerung an Jonas Fränkel geblieben ist, ohne den es keinen Literaturnobelpreisträger Carl Spitteler zu feiern gäbe.

Carl Spitteler – Dichter, Denker, Redner

Stefanie Leuenberger, Philipp Theisohn, Peter von Matt (Hg.): Carl Spitteler – Dichter, Denker, Redner. Eine Begegnung mit seinem Werk. Nagel & Kimche 2019. 471 S., ISBN 978-3-312-01122-3.

Das bibliophile Buch enthält Erzählungen, darunter den Roman «Imago», stellt den Dichter mit Auszügen aus «Prometheus und Epimetheus», dem «Olympischen Frühling» und anderen Werken vor. Durchaus aktuell zu lesen sind Essays wie «Der Gotthard» (als Reiseziel) und «Die «Entweihung» der Alpen», worin er dem Mythos der unberührten Natur in seiner Zeit mit spitzer Feder zu Leibe rückt. Nebst der Rede «Unser Schweizer Standpunkt» ist Spittelers Polemik gegen populistische Vereinnahmungen des «Volks» wieder zugänglich, worin der Einfluss Jacob Burckhardts unübersehbar ist. In seiner Rede von 1919 zum hundertsten Geburtstag des von ihm hoch geschätzten Gottfried Keller warnte Spitteler vor der «Erhebung des Dichters in absolute Höhe, so dass er und die Poesie in der Vorstellung sich decken.» Geradezu prophetisch der Satz: «Der Gipfel der Vergötzung ist die Vorauswertung der Zukunft.» Das ist Spitteler posthum selber passiert, durch die nachmaligen Herausgeber seiner Werke, die mit dem Dichter vor allem sich selber feierten (das steht allerdings nicht in diesem Buch).

Den einzelnen Abschnitten über den Erzähler, Dichter, Denker und Politiker Spitteler sind kurze erläuternde Einführungen von Stefanie Leuenberger vorangestellt, die manch Bemerkenswertes enthalten. So erinnert sie in einer Fussnote daran, dass das berühmte Spitteler-Porträt von Ferdinand Hodler, dessen Entwurf den Buchumschlag schmückt, der Vermittlung durch seinen Freund und Hodler-Spezialisten C. A. Loosli zu verdanken ist.

Das Vorwort schrieb Peter von Matt, das Nachwort steuerte Philipp Theisohn bei. Von Matt umreisst «Spittelers Spektrum»: Die öffentlichen Reflexionen über Kunst und Politik, über den Umgang mit Sprache und der Natur. Er hebt besonders hervor, dass der «Olympische Frühling das spektakulärste Ereignis deutschsprachiger Fantasy-Literatur ist, lange bevor es diesen Begriff gab und ein halbes Jahrhundert vor dem Herrn der Ringe.» Während dessen Verfasser Tolkien «den Sagenschatz der nordischen Überlieferungen plünderte, tat es Spitteler mit dem verwucherten Vorrat der griechischen Mythologie.»

Theisohn beklagt, dass Spitteler «im Jahrhundert, das zwischen diesem Nachwort und der Verleihung des Nobelpreises» liege, zunehmend marginalisiert worden sei, «einzig in Emil Staigers Grundbegriffen der Poetik (1946) deren letzte Auflage 1987 erfolgte, überdauerte sein Name die völlige Entkanonisierung seines Werks.» Das ist allerdings die Sicht aus jenem akademischen Elfenbeinturm, in den Spitteler und sein Werk durch die Herausgeberschaft «im Auftrag der Schweizerischen Eidgenossenschaft» weggeschlossen wurde (das steht nicht in Theisohn's Nachwort).

Ohne Fränkel gäbe es keinen Nobelpreisträger Spitteler zu feiern ...

Von Matt und Theisohn sind Literaturwissenschaftler und Koryphäen ihres Fachs. Doch weder im Vor-, noch im Nachwort findet sich der Name Jonas Fränkel, nicht

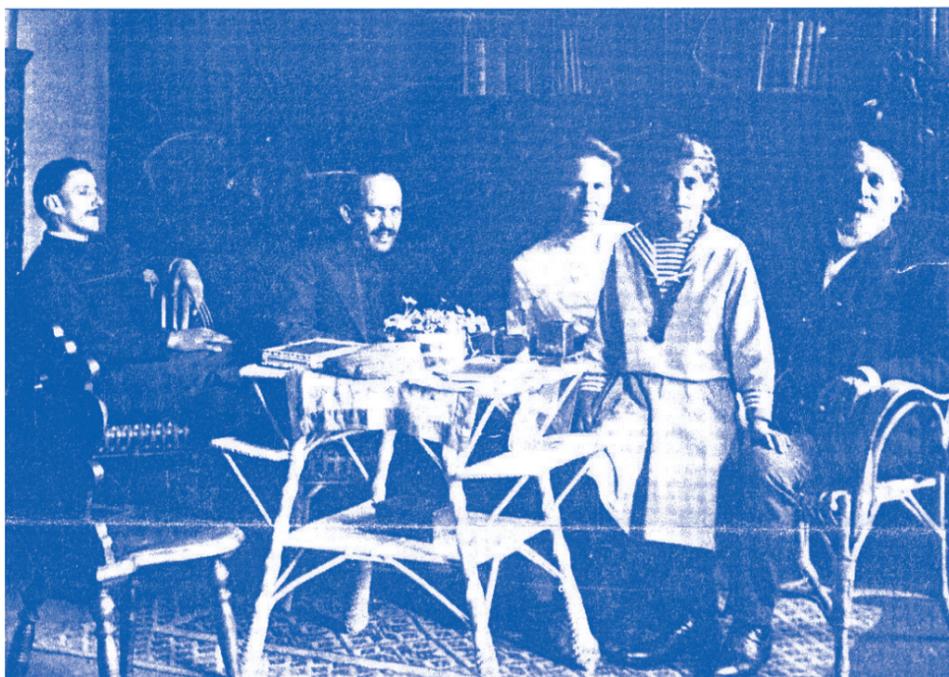
der geringste Hinweis auf einen der grössten Schweizer Literaturskandale des 20. Jahrhunderts: Spitteler hatte nämlich seinen Freund und Erstleser Jonas Fränkel als Nachlassverwalter, Herausgeber und Biographen gewünscht, leider nicht formell testamentarisch verfügt, aber mehrfach geäussert und dokumentiert. Doch Spittelers Wille wurde unter Mitwirkung u.a. der nachmaligen Herausgeber Bohnenblust, Altwegg und Faesi und Bundesrat Etter missachtet – der «Ostjude» Fränkel wurde diffamiert, gedemütigt und ausgebootet. Es wird nicht einmal erwähnt, dass es ohne Fränkels hartnäckigen Bemühungen zwischen 1912 und 1918 keinen Nobelpreisträger Spitteler zu feiern gäbe. Die Abwesenheit von Fränkel in diesem Spitteler-Jubiläumsbuch ist nicht nur ein Ärgernis, sondern nachgerade eine Fortsetzung des Skandals. Es bleibt die Frage, wessen akademisch-feierlicher «Gottesdienst» im Spitteler-Jahr nicht gestört werden durfte ...?

Im Dialog mit Carl Spitteler

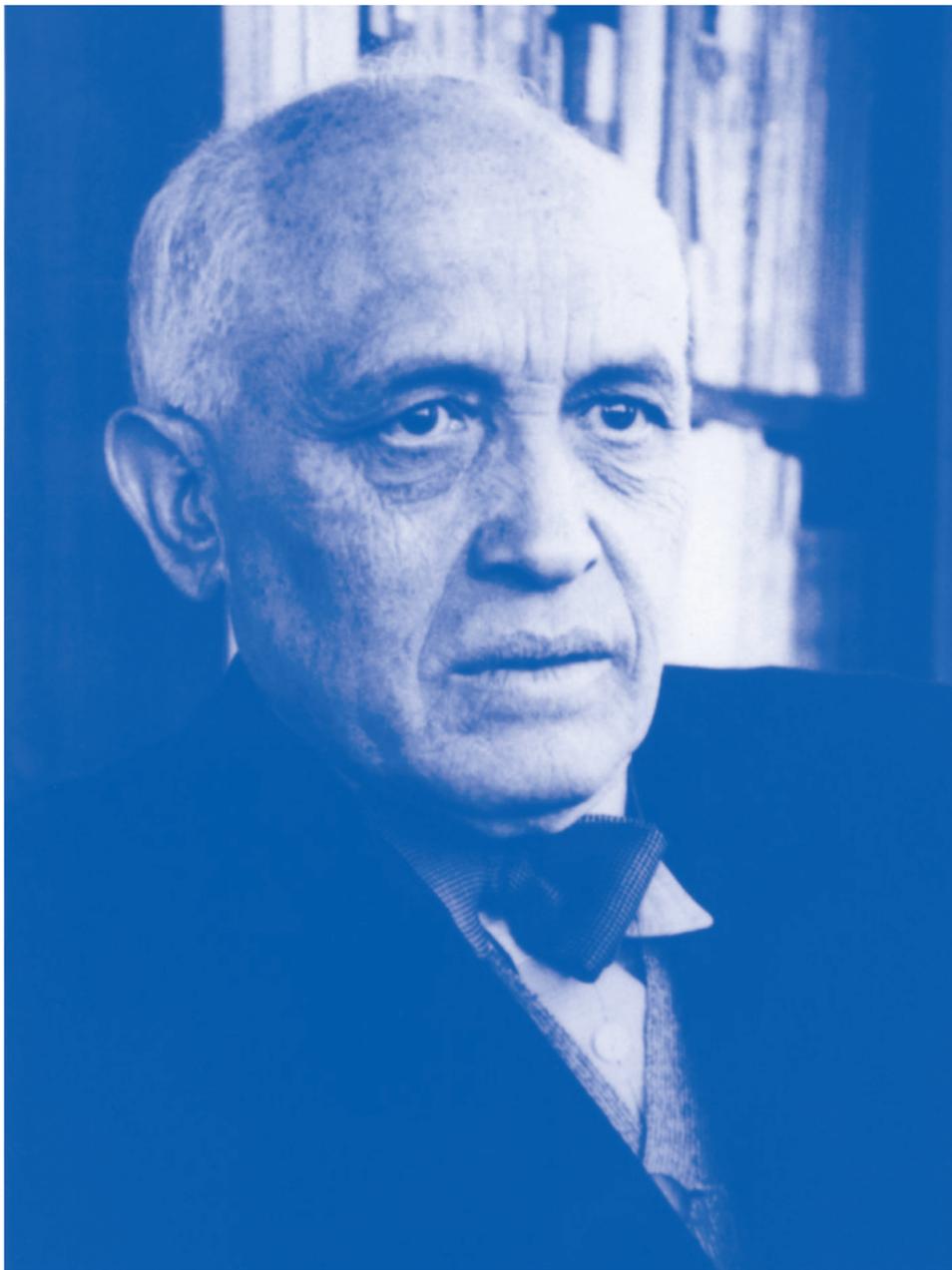
Camille Luscher (Hg.) Neue Schweizer Standpunkte – Im Dialog mit Carl Spitteler. Rotpunktverlag 2019, 135 S., ISBN 978-3-85869-821-6.

Das Buch erschien – sicher im Sinn und Geist von Carl Spitteler – zeitgleich auf Französisch (Editions Zoé) und Italienisch (Edizioni Casagrande) anlässlich des Jubiläums «100 Jahre Literaturnobelpreis». Mit Dorothee Elmiger, Pascale Kramer, Catherine Lovey, Adolf Muschg, Fabio Pusterla, Daniel de Roulet, Monique Schwitter und Tommaso Soldini sind auch drei Sprachregionen vertreten. Was zur Frage führt, ob sich kein Beitrag aus der rätoromanischen Schweiz finden liess? Das hätte in den Kontext von Spittelers Schweizbild gepasst, wie es die Herausgeberin Camille Luscher im Vorwort zusammenfasst: Die Vielfalt der Schweiz sei unsere Chance, da sie uns von Anfang an zwingt, «das andere in unser Denken miteinzubeziehen, uns als Einheit mit vielfältigen Facetten zu begreifen.»

Den Beiträgen vorangestellt ist die berühmte Rede «Unser Schweizer Standpunkt» vom Dezember 1914. Der Schriftsteller Adolf Muschg ordnet die Rede als Friedensprojekt ein und erinnert zugleich



(Von rechts nach links) Carl Spitteler, Frau Benteli mit Tochter, Jonas Fränkel und C. A. Loosli. Aufnahme von Juli 1910 (Schweizerisches Literaturarchiv, Bern).



Jonas Fränkel (1879–1965).

an die (bekanntlich antisemitisch unterfütterten) intriganten Machenschaften um die posthume Edition des Gesamtwerks, «um die man den von ihm [Spitteler] selbst bestimmten Freund und Emigranten Jonas Fränkel geprellt hat.» Seither verkümmere «Spittelers Nachleben in einem Niemandsland zwischen Goldschnitt und Neu-Antiquariat.»

«Die posthume Edition seines Gesamtwerks, um die man den von ihm selbst bestimmten Freund und Emigranten Jonas Fränkel geprellt hat, ist ein Trauerspiel ungehaltener Versprechen.»

Adolf Muschg

Muschg weist darauf hin, wie die Spitteler-Rede kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, dann wieder im Kalten Krieg in je einer Weise instrumentalisiert wurde, die mit Spittelers Intentionen wenig zu

tun hatte. Die andern Beiträge drehen sich um aktuelle Wahrnehmungen, die Themen des Nobelpreisträgers in heutigen Realitäten reflektieren und Fragen aufwerfen: Mit wem man sich solidarisiert, gegen wen man sich abgrenzt, wo man sich und wen man als «zugehörig» betrachtet und wen nicht. Die unterschiedlichen Herangehensweisen der Autorinnen und Autoren machen den Band zu einer abwechslungsreichen, anregenden Lektüre.

Nur eben: Man vermisst eine Stimme aus der rätoromanischen Schweiz. Es wäre sicher im Sinn und Geist der berühmten Spitteler-Rede einer Erinnerung würdig gewesen, dass am 20. Februar 1938 durch eine eidgenössische Volksabstimmung das Rätoromanisch mit 574'991 gegen 52'827 Stimmen zur vierten Landessprache erklärt und an der Urne ein linguistischer Theorienstreit über die Ursprünge des Rätoromanisch entschieden wurde. Der Hintergrund: Mussolini folgte einer Theorie, die das Rätoromanisch (und das verwandte Friaulisch) zu einem italienischen Dialekt und somit «zum italienischen Kulturraum» gehörend erklärte, samt hegemonialen Ansprüchen. Der Bundesrat stützte sich auf eine andere (heute unbestrittene) Theorie, wonach Rätoromanisch sich als eigenständige Sprache entwickelt hat, deren Wurzeln weit zurückreichen und auch nichtromanische Einflüsse aufweist. Eine Fussnote der Schweizer Geschichte, ja, aber eine bemerkenswerte, die Spitteler mutmasslich gefallen hätte: Es war ein staatspolitischer Akt der Anerkennung einer kleinen sprachlichen Minderheit.

Spitteler-Festakt: Kein Wort zu Jonas Fränkel

Mit einem Festakt in der Stadtkirche Liestal hat die offizielle Schweiz dem 100jährigen Jubiläum der Literaturnobelpreisverleihung für Carl Spitteler gedacht. Der Stadtpräsident Daniel Spinnler begrüßte in Spittelers Geburtsstadt, die basellandschaftliche Regierungspräsidentin Monica Gschwind schilderte Spittelers Jugend im Baselbiet, Bundesrat Alain Berset würdigte Spitteler als politischen Denker und Literaturprofessor Philipp Theisoohn würdigte ihn als Schriftsteller. Zweifellos eine würdige Feier, an der bloss vergessen wurde, die entscheidende Frage zu stellen: Warum eigentlich erhielt Spitteler den Nobelpreis?

Im Februar 1933 hielt C. A. Loosli in Bern und danach in Thun eine Rede mit dem Titel «Carl Spittelers Wille und Rechte». Er tat es für seinen Freund Jonas Fränkel, der ab 1908 bis zu Spittelers Tod 1924 als dessen Sekretär und Berater gewirkt hatte und nun von der Eidgenossenschaft daran gehindert wurde, auf der Basis von Spittelers Nachlass dessen Biografie zu schreiben und eine Werkausgabe zu machen. – Loosli sagte unter anderem:

«Im Spätherbst 1912 überraschte mich Fränkel mit der Frage, was ich davon dächte, wenn Spitteler den Nobelpreis erhielte. Ich war von der Frage nicht wenig überrascht, fand aber, diese Ehrung wäre mehr als nur am Platze und des Schweisses eines Edlen wert. Fränkel erklärte, er werde es versuchen. Er tat's. Von 1912 bis 1918 hat Fränkel keine Mühe gescheut, keinen Schritt unterlassen, bis endlich das vorgesteckte Ziel erreicht ward. 1912 erfolgte, auf Fränkels Veranlassung hin, die erste Eingabe an die zuständige Behörde in Stockholm. 1913 die zweite, unterstützt von acht Professoren der Hochschule Berns, drei von Basel, zwei von Zürich, zwei von Neuenburg, drei von München, zwei von Leipzig, einem von Dresden, einem von Jena, zwei von Berlin, drei von Paris, einem von Czernowitz und einem von Genf. Dieser erneute Versuch blieb abermals erfolglos. Er wurde in den folgenden Jahren 1914 bis 1918 von Fränkel stets wieder aufgegriffen und wiederholt, bis es ihm schliesslich gelang, den Nobelpreisträger Romain Rolland für sich zu gewinnen und dann endlich, nach sechsjährigen Bemühungen und unzähligen Briefwechseln, deren Eingänge und Durchschläge, samt den dazu gehörigen Postquittungen, die bei Fränkel aufliegen und an sich ein dickes Aktenbündel bilden, Carl Spitteler mit dem ihm gebührenden Preis gekrönt wurde.»

Zweifellos: Ohne Jonas Fränkel hätte bis heute noch nie ein «gebürtiger Schweizer» (Liestaler Rhetorik) einen Literaturnobelpreis erhalten. Aber in Liestal kam der Name Fränkel trotzdem über keine offizielle Lippe. Warum auch? Er war ja nur eingebürgerter Schweizer und ansonsten ein aus Krakau eingewanderter «Ostjude», wie man solchen Leuten damals sagte.

Fredi Lerch

Weiterführende Literatur

Carl Albert Loosli: *Gotthelfhandel. Literatur und Literaturpolitik*. Werke Bd. 4, hrsg. v. Fredi Lerch u. Erwin Marti. Darin: «Spittelers Erbe», S. 363–428. Rotpunktverlag 2007, 503 S., ISBN 978-3-85869-333-4.

Erwin Marti: *Carl Albert Loosli 1877–1959*. Biographie in vier Bänden. Chronos 1996–2018.

Julian Schütt: «Der Emigrant blockiert unsere Nationaldichter» – Zum Fall Jonas Fränkel. In ders.: *Germanistik und Politik*. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus. Chronos 1997, 342 S., S. 177–204. ISBN 3-905312-04-2.

Dossier: Carl Spitteler. Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs, Heft 4/5 1995. Darin Beitrag von Charles Linsmayer zu Jonas Fränkel.

Dossier: Carl Albert Loosli. Quarto, Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Heft 28/2009. Darin Beitrag von Fredi Lerch zu Jonas Fränkel.

Fredi Lerch, Mitherausgeber der Loosli-Werkausgabe, hat in verschiedenen Beiträgen auf die Skandale um die Spitteler- und Keller-Werkausgaben hingewiesen, auch im Loosli-Bulletin (Nr. 6/2015: «Der ausserordentlichste Professor der Uni Bern», S. 6–7).

Carl Spitteler im Jahr 2019

Dominik Riedo
(dr@dominikriedo.ch)

Das Jahr 2019 war für Carl Spitteler – wie aufgrund der Fusion 1919 auch für Bümpliz und Bern – ein Jubeljahr. Der 1845 in Liestal geborene und 1924 in Luzern verstorbene Dichter erhielt 1920 als einziger in der Schweiz geborener Schriftsteller (Hermann Hesse war zwar schon lange eingebürgert, als er ihn 1946 – vermutlich typischerweise wie Carl Spitteler ein Jahr nach einem Weltkrieg! – bekam, wurde aber in Deutschland geboren) den Literaturnobelpreis – aber eben rückwirkend für das Jahr 1919. Denn im Jahr zuvor war der Preis eigentlich vergeben worden, aber der beehrte Autor, der Teil des Komitees war, das den Nobelpreis vergeben darf, akzeptierte dies aus genau dem Grunde nicht. So durfte man ein Jahr nach Kriegsende eben zwei Nobelpreise verleihen, wobei der «rückwirkende» auf Spitteler fiel.

Das ist vielleicht kennzeichnend für das Leben dieses Schweizer Autors. Spitteler selbst hat sich bereits früh nie um literarische Moden (um Kleidermode schon eher; als er nach acht Auslandsjahren – er war 1871–1879 Hauslehrer in Russland – in die Schweiz zurückkehrte, fiel er vor allem als eine Art Dandy auf) gekümmert: Schon als Gymnasiast plante er, ein Riesenwerk als Epos zu schreiben, in einer Form also, die schon damals für veraltet gehalten wurde. Aber das kümmerte Spitteler so wenig wie die Entwicklungen zu seinen Lebzeiten: Er schrieb, was und wie er es für gut hielt, wobei er sich an seine eigenen strengen Massstäbe hielt. So meinte er beispielsweise, ein Dichter dürfe nur einen einzigen Roman schreiben, «seinen Liebesroman [...], als Ausnahme, aber keinen andern». Das ist vielleicht zu bedauern, denn dieser Roman von 1906, «Imago», gehört zur absoluten Spitze in Spittelers Werk. Er greift die Themen eines Heimkehrers aus der Fremde auf, der das Bünzlibürgertum in der Schweiz stärker irritiert und kritisiert als das Max Frisch gut 50 Jahre später in «Stiller» machen sollte. Dazu zeigt der Text das psychische Innenleben des erzählerischen Ichs mit bildhaften Projektionen auf, was die Schule um Sigmund Freud sechs Jahre später dazu veranlasst hat, ihre «Zeitschrift für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften» eben nach dem Roman «Imago» zu nennen.

Aber dem möglichen Bedauern widerspricht die Erkenntnis, dass Spitteler durch ein völlig verschiedenes Werk mit mehr Romanen vermutlich nicht zu der Einzelfigur geworden wäre und jene erratischen Werke geschrieben hätte, die in

der Schweiz eben ihresgleichen suchen. So sind seine drei Epen von 1880/1881, 1900–1905 und 1924, vor allem das mittlere, der «Olympische Frühling», eine Neuschreibung griechischer Mythen in der damaligen Zeit, werden Antike und die Moderne postmodern durchmischt, bevor es den Begriff geben sollte. Zudem kann man die Epen auch als eine Art Fantasy-Literatur lesen, wie es sie im deutschsprachigen Raum kaum gibt. Aber auch «Conrad, der Leutnant» (1898), wo man den inneren Monolog findet, Essays wie «Vom Volk» (1886), in dem Spitteler die sprachlichen Propaganda-Methoden der Nationalisten derart scharfsinnig analysiert, dass noch heutzutage rechte Parteien rot werden müssten, und die Kindheitserinnerungen «Meine frühesten Erlebnisse» (1914), die bis kurz nach seiner Geburt zurückreichen, sind alle auf ihre Weise herausragend speziell. Seine Sprache ist dabei derb oder sinnlich, subtil und erkenntnistief, mit nichts direkt zu vergleichen. Vermutlich darum hatte er keine Nachfolger, entstand keine fruchttragende «Schule» um ihn herum.

Er war sowieso kein Mensch für «hohe Künstlerkreise»: Lieber befreundete er sich mit Germanisten wie Jonas Fränkel, mit dem er ausgiebig diskutieren konnte, mit ganz anders schreibenden Schriftstellern wie eben Carl Albert Loosli (der seinem «Meister» zwar nacheiferte, etwa mit «Die trunkenen Demiurgen» [1922], das im Stile Spittelers gehalten sein soll und auch explizit Spitteler gewidmet war, aber eines der schlechtesten Werke Looslis ist; näher kam er Spitteler schon mit der Streitschrift «Ist die Schweiz regenerationsbedürftig?» von 1912) oder Malern wie Ferdinand Hodler (es war Loosli, der Spitteler und Hodler zusammenbrachte und damit indirekt auch zum berühmten Bild Carl Spittelers von Hodler führte, das heute im Kunstmuseum Luzern zu sehen ist). Und weil Spitteler zu Beginn seines Schreibens kaum Leser fand, arbeitete er nach seinen Jahren in Russland auch in der Schweiz als Lehrer, später als Redakteur, unter anderem der Neuen Zürcher Zeitung, bis er sich 1892 durch das Erbe seiner Frau in Luzern ganz dem Schreiben widmen konnte (obwohl er noch den Auftrag der Gotthardbahn annahm, eine Werbeschrift in Form eines ganzen Buches für sie zu verfassen: «Der Gotthard», 1897).

Immerhin einmal trat Spitteler dann doch aus seinem Schneckenhäuschen hervor, um an die ganze Schweiz (und – was er wusste – indirekt auch an Deutschland) zu appellieren: mit der Rede «Unser Schweizer Standpunkt», gehalten am 14.

Dezember 1914 in Zürich. Mit ihr plädierte er für die absolute Neutralität der Schweiz im Ersten Weltkrieg. Ein Schritt, der sich als nötig erwies, weil vor allem die Deutschschweizer stark mit Deutschland sympathisierten und kein Verständnis für das «Welschland» zeigten, das, wenn schon, eher Frankreich näherstehen wollte. Spitteler hatte insofern Erfolg, als die Romands sich geehrt fühlten, dass wenigstens ein Deutschschweizer Denker sich der Problematik widmete (die Deutschschweizer wichen kaum wirklich von ihrem Standpunkt ab). Leider verlor der Dichter dadurch sein Publikum in Deutschland – und in der Schweiz wurde er quasi zum Säulenheiligen der Neutralität und damit zum Staatsdichter (seine «Gesammelten Werke» wurden von 1945 bis 1958 offiziell von der Eidgenossenschaft herausgegeben), den man damit bald einmal für verstaubt und kaum mehr lesenswert hielt. Das mag sich mit dem letztjährigen Jubeljahr ändern. Es wäre ihm auf jeden Fall zu wünschen! Loosli selbst tat dies mit seinen «Erinnerungen an Carl Spitteler» (1956) und der an Karl Kraus erinnernden Aussage: «Du warst zu gross für deine kleine Zeit.»

«Spitteler selbst lerne ich je länger je mehr lieben und verehren. Er ist ein herzensguter Mensch, ein Idealist im besten Sinn und wohl der vielseitigste und gescheiteste Kopf, mit dem ich jemals in Berührung kam.»



Postkarte von Carl Spitteler an Loosli, mit Widmung

Carl Spitteler und C. A. Loosli

Erwin Marti
(ejmarti52@yahoo.de)

Auszug aus Kapitel 12 der Biografie «Carl Albert Loosli – Ein Leben», hrsg. v. Erwin Marti und Martin Uebelhart, unter Mitarbeit von Samuel Sommer und Werner Wüthrich. Erscheint Herbst 2020 im Schwabe Verlag Basel.

Der Baselbieter Dichter Carl Spitteler wurde wie dessen Freund Widmann ebenfalls zu einem der grossen Fixpunkte in Looslis Leben, seiner Bedeutung nach vergleichbar einem Ferdinand Hodler. Schon als Junge in Neuchâtel hatte Loosli Erzählungen Spittelers in die Hand bekommen und las dann zusammen mit Jonas Fränkel dessen Versepos *Der olympische Frühling*, darauf den *Gustav* und die *Lachenden Wahrheiten*. Loosli war fasziniert, liess sich von Widmann beraten und verfasste seinen ersten Aufsatz über das Schaffen Spittelers, der im Januar 1908 in der *Weltchronik* erschien. Spitteler reagierte hocherfreut und schrieb ihm am 27. Januar: «Der Inhalt des Prometheus ist gut und prägnant wiedergegeben [...] Wundervoll, mich aufs höchste ergötzend ist Ihre Schilderung der dummen Hochnäsigkeit der zünftigen Literaturprofessoren». Ende des Monats kam Spitteler nach Bern und traf sich mit Loosli in der Wohnung Widmanns zu einem ersten Gespräch. Die beiden verstanden sich auf Anhieb ausgezeichnet und schlossen Freundschaft, obwohl doch gesellschaftlich aus verschiedenen Welten stammend. Zusammen mit Jonas Fränkel, der sehr bald Spittelers engster Vertrauter wurde, entwickelte sich in der Folge so etwas wie eine Arbeitsgemeinschaft. Loosli hat viel von Spitteler gelernt, dieser bestärkte und bestätigte ihn in seiner bereits vorhandenen

Abneigung gegen den «helvetischen Kleinheitswahn» und gegen literarische Intimitätenschnüffelei. Spitteler bestärkte ihn in seiner Tendenz zu literarischer Originalität und Authentizität (Spitteler: «Der Dichter, der Modelle sucht, ist ein literarischer Wicht!») Loosli hat ihm zu Ehren zahlreiche Publikationen verfasst, so 1922 die in Versepen gehaltene Kosmische Satire *Die trunkenen Demiurgen*, 1925 die Kosmische Dichtung *Yaldabaoth*. 1956 gab er bei Henry Tschudy in St. Gallen seine Erinnerungen an Spitteler heraus.

Wirbel um Carl Spitteler

Loosli und Spitteler hatten sich am 30. Januar 1908 in Bern persönlich kennengelernt. Keine zwei Wochen darauf trat Spitteler erneut in Bern auf und interpretierte seine Werke. Loosli berichtet seinem Freund Jonas Fränkel einen Tag später, am 14. Februar 1908:

«In der heutigen Tagwacht wirst Du finden, wie ich von dem plötzlichen Spittelerjubiläum der Berner denke! Es gehört den Lumpen etwas. Übrigens – mein Spittelerartikel, welchen ich schrieb bevor ich wusste, dass er nach Bern kommen würde, hat mir nun plötzlich eine Stellung in Bern gesichert, über die Du lachen würdest wie ein Spitzbube. Die jungen Herren Dichter, welche mich bis jetzt immer als Bauer taxierten und ignorierten – Du weisst wie weh mir das immer tat – haben zuerst nicht begreifen können, warum Spitteler mich besonders auszeichnete und noch weniger verstanden sie, dass wir durchaus offen miteinander sprechen, und dass ich ihm keine Schmeicheleien zu sagen brauche – nun, jetzt umlagern sie mich, ich bin plötzlich der Mittelpunkt, den sie rêtieren – ich sage Dir es ist zum Kotzen lustig».

«Jonas Fränkel 85-jährig»

Werner Schmid in «evolution», Zeitschrift der Freiwirtschaftsbewegung der Schweiz, August 1964, Auszug (Archiv Martin Uebelhart).

«Wenn es eine Rechtfertigung der philologischen Methode in der modernen Literaturwissenschaft gibt, dann ist eine der ganz wenigen, und gewiss die schönste, die Keller-Ausgabe von Jonas Fränkel», schrieb unlängst ein deutscher Kandidat der Germanistik. Und ein deutscher Gelehrter bekannte nach der Lektüre von Fränkels «Dichtung und Wissenschaft»: «Man möchte wünschen, dass unsere jungen Philologen so etwas wie einen Eid des Hippokrates ablegen müssen, die linke Hand dabei nicht auf der Bibel, sondern auf DICHTUNG UND WISSENSCHAFT von Jonas Fränkel legend.» Seit Jonas Fränkel als junger Privatdozent der Universität Bern zu lesen und zu publizieren begann, hat es ihm nie an begeisterten Hörern und Lesern gefehlt.

Zahllosen Menschen hat er den Zugang zur Dichtung geöffnet. Was er sagte, was er schrieb, es war das wohl bedachte, das abgewogene, in der Erkenntnis gehärtete Wort eines Wissenden.

Dass er Freunde und Verehrer fand ist wohl verständlich. Dass er sich Gegner schuf, war es nicht minder. Sein kritischer Geist, sein scharfer Verstand, geschärft in der Abgeschlossenheit eines Gehörleidens, liessen ihn bald einmal die Schludrigkeit, ja Gewissenlosigkeit eines gewissen Literaturbetriebs erkennen – und kritisieren. Damit aber rief er die öffentlichen und heimlichen Verleumder auf den Plan. Ihnen habe wir es zu verdanken, dass Gottfried Kellers Werk uns nicht in seiner vollen Reinheit wieder geschenkt wurde, dass die Keller-Ausgabe ein Torso bleiben wird, ihnen verdanken wir es, dass die offizielle Spitteler-Ausgabe Stückwerk ist, ihnen verdanken wir es, dass Fränkels Name lange Zeit verfemt war.*)

[...] Wem je das Glück zuteil wurde, in der Studierstube einen Blick zu tun in sein Werk und Wirken, der weiss um die ungeheure Arbeitsleistung, weiss um die tiefe Gewissensverpflichtung dieses Gelehrten

seinem Werk gegenüber. So mag etwa sein bereits erwähntes Werk «Dichtung und Wissenschaft» für die publizistische Arbeit, seine unlängst erschienene dreibändige Ausgabe der Briefe Goethes an Frau von Stein für seine herausgeberische Tätigkeit zeugen. Zeugnisse höchster Vollendung.

[...] Trotz des Unrechtes, das ihm in der neuen Heimat angetan wurde, für die er doch viel Ehre einlegte, wird er nicht müde, die Menschen mit seinen Werken zu beschenken. Und wer eines seiner Bücher, einen seiner Aufsätze zur Hand nimmt, wird wahrlich reich beschenkt [...].

Werner Schmid (1896–1981), Zürcher Publizist und Politiker (zuerst SP, dann LdU, Freiwirtschaftler / Liberalsozialist); befreundet mit C. A. Loosli und dem Loosli-Verleger Fritz Schwarz.

*) Jonas Fränkel wurde aus den Werkausgaben von Gottfried Keller und Carl Spitteler durch Intrigen und Verleumdungen hinausgedrängt – durch dieselben Kreise. Siehe Hinweise «Weiterführende Literatur» Seite 7.

Kochen und Gesundheitspflege mit C. A. Loosli

Dem Berner Boten vom 27. Januar 1906 entnehmen wir einen Kochtipp Looslis:

«Kartoffelsalat, warmer. Man schneidet etwa 125 Gramm Speck in kleine Würfel, schmort dieselben hellbraun, brät auch eine feingehackte Zwiebel darin, tut die gekochten und in Scheiben geschnittenen Kartoffeln hinein, fügt Essig, Salz und Pfeffer hinzu, schüttelt alles einigemal gut durch und gibt den Salat auf».

Und unter der Rubrik Gesundheitspflege lesen wir in der Ausgabe des Berner Boten vom 10. März 1906:

«Der Heilwert der Petersilie. Die Petersilie, das unentbehrliche, hochgeschätzte Suppenkräutlein, ohne das man sich keine wohlschmeckende Fleischbrühe denken kann, ist schon im allgemeinen als 'sehr gesund' bekannt. Denn es beeinflusst die Tätigkeit der innern Organe in sehr günstiger Weise und befördert die Verdauung. Aber auch für viele besondere Uebel ist die Petersilie von spezieller Heilkraft, so z. B. bei entzündeten Augen, bei denen Kompressen (Umschläge) mit Petersilienwasser schon oft rasche Besserung erzielten. Es wird dazu Petersiliensaft ausgepresst und mit ein wenig kaltem Brunnenwasser vermischt. In diese Mischung sind kleine Leinenlappchen zu tauchen, auf das erkrankte Auge mit einem Taschentuch oder ähnlichem festzubinden und öfters zu erneuern.

Bei Kopfschmerz, der mit starker Hitze in Stirn und Schläfen verbunden ist, erleichtert es sehr, wenn frische, reingewaschene Petersilienwurzeln zerstoßen und zerstampft werden und diese breiig-saftige Masse, in ein dünnes Tuch gefasst, auf die Stirn gebunden wird. Ist dieser Umschlag warm geworden, so wird er durch einen frischbereiteten ersetzt [...].»

Büsten von Carl Albert Loosli

Dominik Riedo
(dr@dominikriedo.ch)

Im «Carl Albert Loosli Aktuell»-Heft Nummer 5 vom Herbst 2014 findet man einen Beitrag zu einer Loosli-Büste vom Künstler Pedro Meylan. Da ich 2018 genau so eine Büste geschenkt erhielt (weil ich über Loosli publiziert hatte; die Büste hat folgende Masse: Höhe = 48cm; Breite = 22cm; Tiefe = 26cm; es ist ein Gipsabguss mit polychromer Fassung), interessierte es mich nun, wie viele Exemplare dieser Büste denn existierten und ob es noch Büsten von Loosli gab, die von anderen Künstlern angefertigt worden waren. Und indem ich hier auch den Weg beschreibe, den ich gegangen bin, merkt man viel-

leicht, wie schwierig es manchmal nach Jahrzehnten sein kann, etwas noch herauszufinden, das niemand exakt festhielt.

Aber zuerst einmal zur Provenienz meiner Büste: Ich erhielt sie von Hans Peter Holzer, der sie von seinem Vater geerbt hatte. Der Vater wiederum hatte sie geschenkt bekommen von Onkel und Tante: Ruedi Loosli und Rosa Lehmann. Und Ruedi Loosli wiederum ist ja der Sohn von Carl Albert Loosli. Dies konnte mir Herr Holzer alles noch sagen. Aber bereits mit Sicherheit zu sagen, ob die Büste denn eine ist, die bei Loosli selbst stand, vermochte er

nicht mehr mit Sicherheit zu beantworten. Man durfte es annehmen, weil sie von Loosli an seinen Sohn gegangen war.

Dazu liess sich dies auch noch relativ leicht erhärten: Als ich die Gipsbüste genau untersuchte, sah ich, dass tief innen in ihrem Kopf – ich musste eine Zange nehmen, um sie hervorzuziehen – eine Visitenkarte versteckt war, auf der stand: «PEDRO MEYLAN / SCULPTEUR». Man sah der Visitenkarte an, dass sie vermutlich einmal in einem Ordner aufbewahrt wurde (Lochung) und zuvor oder danach an einem anderen Dokument angeheftet war (Rostspuren in Form einer Büroklammer). Wer sie aber in die Loosli-Büste gelegt hatte, Loosli selbst, sein Sohn oder jemand sonst, muss wohl immer rätselhaft bleiben. Auf jeden Fall hatte sie noch niemand entdeckt. Was eben doch die Annahme stärkt, dass die Büste einmal im Besitz von Loosli selbst war. Dies auch, weil im Nachlass von Loosli im Schweizerischen Literaturarchiv keine genau gleiche solche Visitenkarte zu finden ist, und sie deshalb wirklich eine von Loosli sein könnte, die er zu Beginn von Pedro Meylan erhielt.

Nun aber stand ich etwas an: Wie viele solche Büsten gab es wohl? Ich kannte neben meiner jene in der Loosli-Stube im Biengut und aus dem oben erwähnten Heft Nummer 5 entnahm ich, dass eine weitere 2015 offiziell nach Mümliswil in die Gedenkstätte für Heim- und Verdingkinder der Guido-Flury-Stiftung (die sich im Geiste Looslis gegen Gewalt an Kindern einsetzt) gegangen war. Sie stammte von Fritz Gfeller, einem Freund von C. A. Loosli, und war von jenem an dessen Sohn Andreas übergegangen. Sie wurde von den Erben der Loosli-Gesellschaft übergeben (zuvor war sie auf Kosten der Hausbewohner saniert worden, die in den letzten Wohnort von Andreas Gfeller gezogen waren und wo die Büste von Drittpersonen beschädigt worden war). Nach der Restaurierung kam die Büste eben nach Mümliswil.

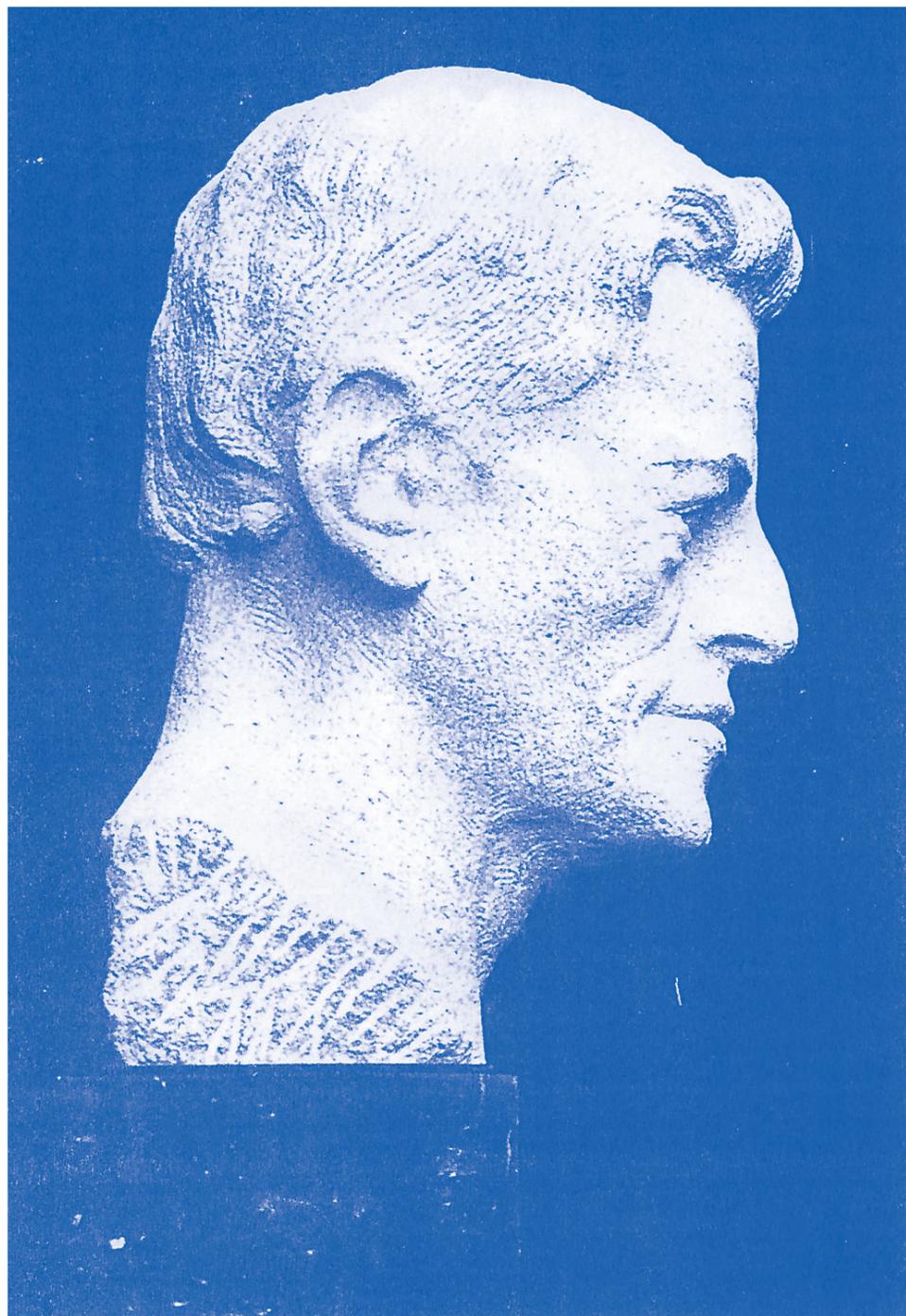
Es gab aber wie gesagt eine weitere gleiche Büste, wie für jedes Vorstandsmitglied der Loosli-Stiftung gut sichtbar war – nämlich im Biengut. Diese Büste stammte, so ergab eine Nachfrage bei der Stiftung B in Bern, von Ruedi Kober, einem ehemaligen Bümplizer Sekundarlehrer. Er lehrte im Dorfschulhaus und pflegte regen Kontakt mit C. A. Loosli, der ja jahrelang neben der Schule wohnte. Kober berichtete der Stiftung, dass er die Büste von Loosli selbst erhalten habe. Dies war nun aber bereits die zweite, wenn nicht die dritte Büste, die vermutlich aus Looslis eigenen Händen an ihre späteren Besitzer gegangen waren.

Ausser nur diese eine im Besitz Koblers stammte von Loosli selbst, da es die einzige war, wo es explizit hiess, sie käme aus Looslis Händen. Aber woher kam dann die Visitenkarte in meiner? Und woher jene Büste, die Andreas Gfeller hatte? Oder war Loosli im Besitz sämtlicher Gips-Abgüsse gewesen?

Diese Vermutung wurde verstärkt erstens durch den Umstand, dass das bis heute verschollene Original, wie sich auch im Heft 5 nachlesen lässt, in Bronze gewesen war. Und dass plötzlich eine weitere Gipsbüste auftauchte, die von Loosli selbst gekommen zu sein schien: Das Loosli-Gesellschaft-Mitglied Gian Fontana hatte von seinem Vater Costante dieselbe Meylan-Gipsbüste Looslis geerbt und 2017 an Markus Küpfer verschenkt. Costante Fontana war – wie es in der Biographie von Erwin Marti nachzulesen ist – ein aus dem Tessin stammender und seit 1908 in Bümpliz wohnhafter Baumeister, kunst- und literaturinteressiert, der mit Loosli nächtelang diskutiert hatte. Manchmal nahm er seinen jungen Sohn Gian mit, der Loosli später auch selbst besuchte und wohl dort seinen Berufswunsch als Kunstmaler fasste. Küpfer liess diese ebenfalls in Mitleidenschaft gezogene Büste – wie es schon bei jener im Biengut gemacht worden war – restaurieren. Dies liess aber meine Büste nun die einzige sein, die nicht restauriert wurde. Was mich dazu bewog, das genau deshalb nicht zu tun, damit sie wenigstens davon zeugen könne, was mit einer gut hundertjährigen Büste eben so passieren konnte im Laufe der Zeit.

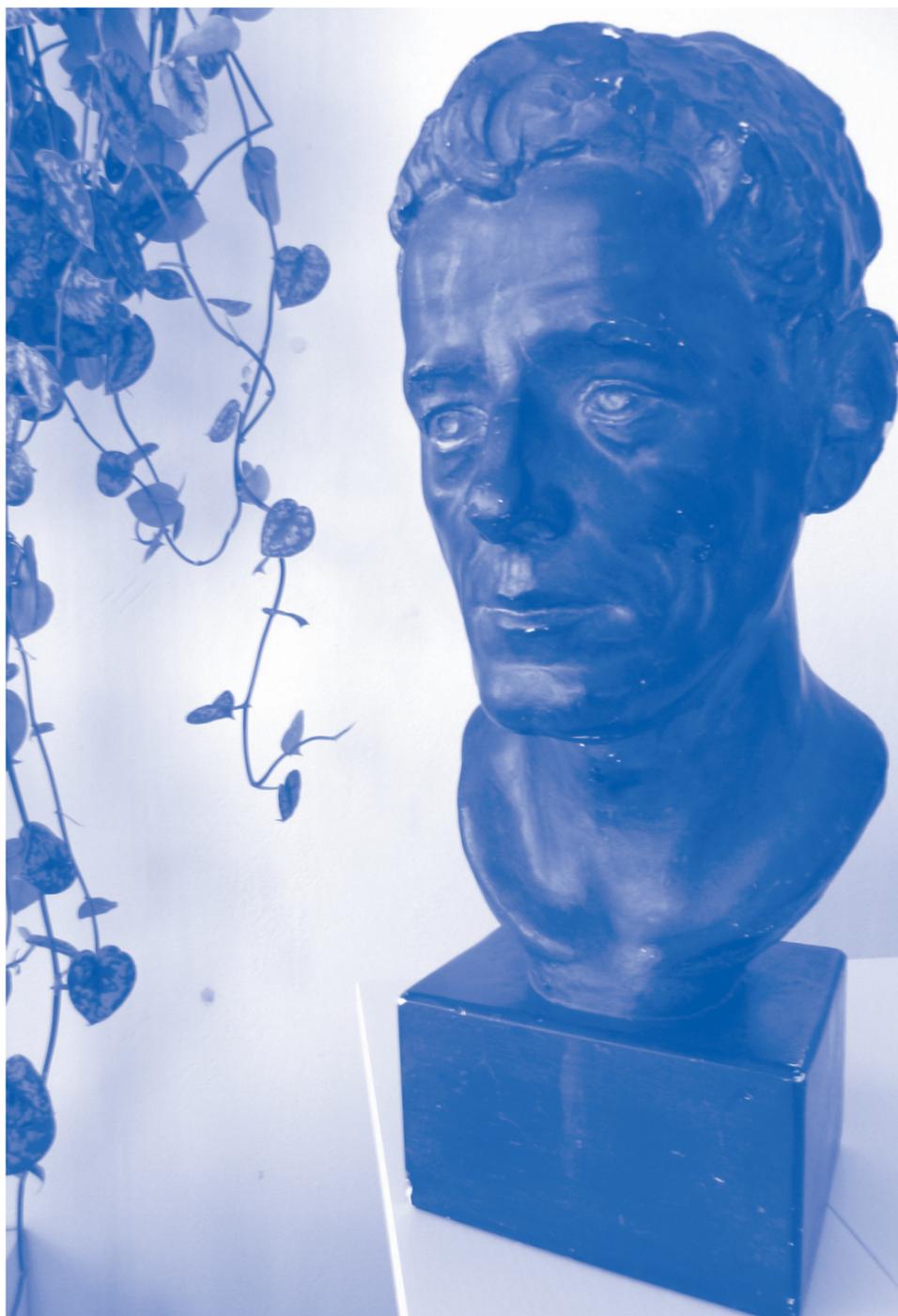
Aber kamen wirklich alle Gipsbüsten von Loosli? Und wie viele Abgüsse gab es? Ich musste dringend weiterforschen. So fragte ich unter anderem vergebens nach bei Visarte, beim Kunstmuseum Bern, beim Schweizerischen Literaturarchiv, beim Amt für Kultur/Bern, im Kunstmuseum Solothurn usw. Etwas mehr Glück hatte ich beim SIK, dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, und im SLA, dem Schweizerischen Literaturarchiv.

Dem SIK-Archiv in Zürich kann man gesichert entnehmen, dass Pedro Meylan 1890 in Paraguay geboren worden war und 1954 in Genf starb. Er studierte ab 1906 in Genf an der Kunstschule, war danach 1909–1913 in München und ab 1915 in Morges, wo er die ersten Büsten überhaupt anfertigte. Denn er war dort im Militärlazarett (er musste als Schweizer Bürger Wehrdienst leisten), wo er begann, Büsten von Berühmtheiten zu modellieren. So gibt es oder gab es von ihm Büsten von Gustav Stresemann, dem Staatsmann der Weimarer Republik,



Etienne Perincioli, Büste C. A. Loosli, ca. 1918 (Verbleib unbekannt)

Mensch



Pedro Meylan, Büste C. A. Loosli, Bronzeguss, Frühjahr 1918.

der Bundesräte Motta, Haab, Scheurer, Schulthess, Chuard und Häberlin, von Fridtjof Nansen (Nansenpass), Felix Weingartner und Ferdinand Hodler. Er konnte das erste Mal 1916 in Genf ausstellen, die erste Einzelausstellung hatte er 1922. Dabei wurde er unter anderem von Loosli unterstützt. Und Meylan arbeitete 1917 im Atelier von Hodler in Genf.

Im SLA findet man dafür Briefe von Meylan an Loosli und von Loosli an Meylan. Es gibt datierte Briefe (einige sind undatiert, eine genaue Datierung schwierig) von 1915 bis 1918. Eine «Bronzerei» wird dabei erstmals im Brief Meylans an Loosli vom 5. April 1915 erwähnt. Sie muss auch in diesem Jahr zu grossen Teilen entstanden sein, denn am 4. Januar 1916 schreibt Loosli an den Künstler: «Immerhin werde ich Ihnen Gelegenheit geben können, die Büste fertig zu machen.» Meylan bestätigt zwei Tage darauf, er wolle dann möglichst fertig werden (man sah sich in Morges).

Das heisst nun aber, dass die Büste hauptsächlich 1915 entstanden ist, als Loosli 38 Jahre alt war – und zwar als eine der ersten Büsten von Meylan überhaupt. Fertiggestellt wurde sie dann zwar im Januar 1916, trotzdem ist die Jahreszahl, die in meine Büste eingeritzt wurde, ziemlich sicher als «1915» zu lesen. Dies wird durch einen Zufallsfund bestätigt: Im Buch «Helvetische Steckbriefe» (von Werner Weber et al. 1981) findet man beim Eintrag über Loosli ein Foto der Büste, die jetzt in meinem Besitz

ist. Weil dort steht, das Foto stamme von Kurt Loosli – und auch er hatte bereits 1915 als Entstehungsjahr angegeben.

Weitere Informationen aus den Briefen sind spärlich. Am 9. [unsichere Lesung] März 1916 schreibt Meylan, die Bronze-Büste solle 2000 Franken kosten. Am 24. März 1917 bittet Loosli um einen Gipsabguss seines «edlen Hauptes», was Meylan ihm am 28. März zusagt. Weiteren Briefen ist dann noch zu entnehmen, dass es teilweise, sicher bei der Hodler-Büste, mehrere Bronze-Abgüsse gegeben hat. Ob bei Loosli, wird nicht klar.

Leider fehlt im SLA ein ganz wichtiges Dokument, das es einmal gegeben haben muss. Am 28. Januar 1954 sendet Loosli an Hans Rieben vom Hallwag Verlag für einen Kalender oder eine Zeitschrift «Erlebnisse mit Pedro Meylan». Leider ist dieser Text im SLA in Form von Erwähnungen zu finden, aber der Text selbst ist verschollen. Auch Erwin Marti oder Fredi Lerch, die beiden Loosli-Experten, sind dem Manuskript nie begegnet. So gehen also sogar ganze Texte verloren (wie die Büste aus Bronze ja auch, sollte sie nicht doch noch auftauchen), selbst wenn «nur» 65 Jahre dazwischenliegen. Dafür gibt es heute in Genf eine Quartierstrasse mit dem Namen Pedro Meylans.

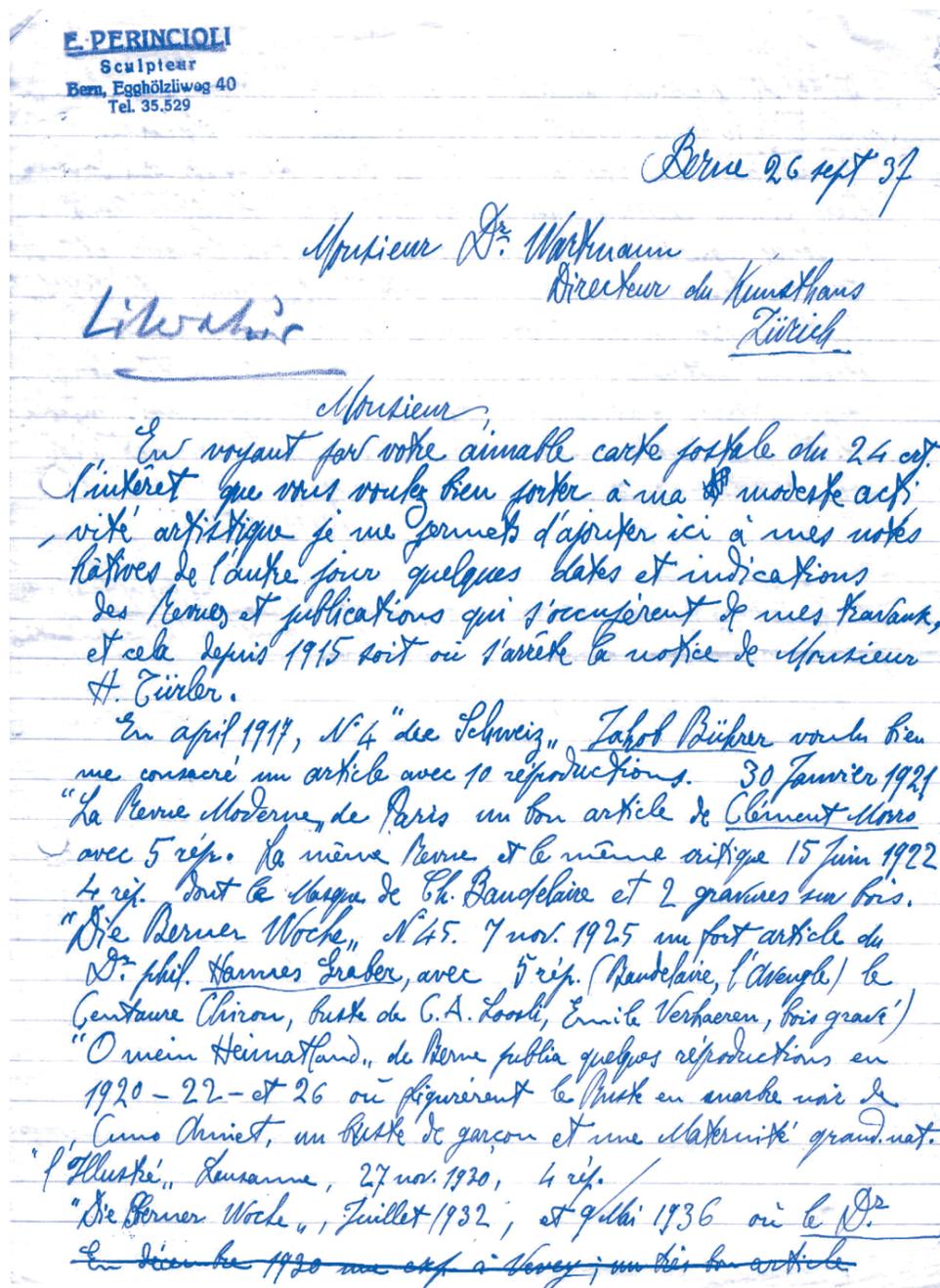
Aber was also ist mit weiteren Büsten, von anderen Künstlern? Bei Erwin Marti kann man in der Biographie nachlesen, dass auch Etienne Perincioli eine Büste von Loosli

angefertigt hatte. Bei ihm sollte die Suche nach Daten und Fakten noch schwieriger sein. Denn zwar war auch er beim SIK archivierte, wo man folgendes fand: Etienne Perincioli, eigentlich Didier Alphonse Stefano, lebte von 1881 (geboren in Docio im Valle della Sesia im Piemont) bis 1944 (in Bern). Er besuchte mit 14 Jahren die Kunstgewerbeschule in Varallo. Nach drei Jahren starb allerdings sein Vater und er musste sich eine Stelle suchen. Er wurde Holzschnitzer in einem Möbelgeschäft in Quarona, später arbeitete er in einem Dekorationsatelier in Montreux. 1901 bis 1902 war er für Studien in Paris, danach wieder in Montreux. 1908 zog er nach Bern (wo er sich 1921 einbürgern liess) und hatte dann 1909 seine erste Ausstellung. Er fertigte unter anderem Büsten an von Cuno Amiet, Baudelaire, Bundesrat Motta und Carl Albert Loosli. Die Büste von Loosli sei aus Stein gewesen, heisst es im SIK.

Im SLA findet man ebenfalls Briefe, die hin und her gingen zwischen Loosli und Perincioli (sicher im Jahre 1915 – weitere Briefe sind undatiert). Schon nach relativ kurzer Zeit, 1915, fragt Perincioli dann, ob er Loosli einmal porträtieren dürfe. Loosli wünschte sich zwar daraufhin, er könnte bei sich zuhause Modell sitzen, aber der Künstler winkt ab: «J'aimerais bien vous avoir cette semaine à mon atelier.», schreibt er am 18. Oktober 1915. Die Sitzung oder Sitzungen müssen also im selben Jahr stattgefunden haben wie bei Meylan. Was es für Loosli-Enthusiasten etwas ertragbarer macht, dass jene von Perincioli eben verschollen ist. Vermutlich hat es, da sie ja aus Stein ist, auch nur eine gegeben.

Immerhin weiss man, wie sie ausgesehen hat. Denn sowohl im SIK in Zürich wie auch in der ETH-Bibliothek in Zürich findet man Abbildungen der verschollenen Büste. Die ETH kennzeichnet zum Glück den Ursprung: Die Abbildung war zu finden in der «Zürcher Illustrierten», im Heft 30 von 1931. Der Artikel trägt den Titel «Siebenmal Loosli» und bringt genau sieben Abbildungen Carl Albert Looslis, darunter die zwei hier behandelten Büsten (man findet das Einzelbild auch auf der Website der Loosli-Gesellschaft unter <http://carl-albert-loosli.ch/> mediensammlung; auch hier kann nun das Entstehungsjahr auf 1915 korrigiert werden) und auf <https://perincioli.ch/> portraits; aber nicht mal die Erben Perinciolis, die ich über die Website kontaktiert habe, können nichts über den Verbleib der Büste sagen; sie wissen auch nicht, woher genau ihr Bild kommt). Was heisst, das 1931 noch beide vorhanden gewesen sein mussten – aber auch, dass es damals vermutlich keine weitere gegeben hat. Das bestätigt dann per Mail auch wieder Erwin Marti: Ihm seien nie Erwähnungen noch weiterer Büsten begegnet.

Und dann kommt es plötzlich zu noch neuen Zufällen. Als ich aus einem Antiquariat einen kleinen Nachlass erhielt, den ich bestellt hatte, fand ich in ein Loosli-Buch eingelegt auch einen Brief von Etienne Perincioli an den damaligen Direktor des Kunsthauses Zürich (vom 26. September 1937). Darin erwähnt er die Büste Looslis: Sie sei 1925 in der «Berne Woche» abgebildet gewesen, am 7. November.

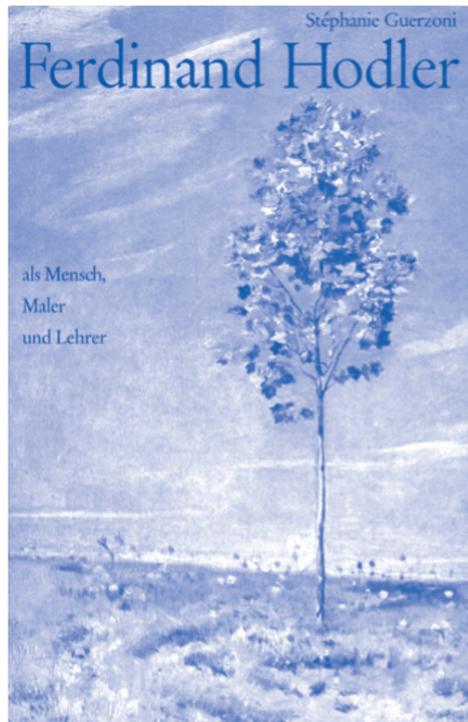


Brief von Etienne Perincioli vom 26. September 1937

Die Malerin Stéphanie Guerzoni und C. A. Loosli

Am 26. März 1921 schrieb Loosli an die Malerin Stéphanie Guerzoni in Genf: «Quand je serai à Genève et que vous voudrez faire mon portrait, vous trouverez ma noble tête à votre disposition.» Am 17. November 1921 schrieb er: «Inutile de vous dire combien je me réjouis aussi de votre portrait et de votre saut à Berne, lequel, je l'espère, ne se fera pas trop attendre.»

Stéphanie Caroline Jeanne Guerzoni (*15.4.1887 Wien – 27.3.1970 Genf) war von 1915 bis 1918 Schülerin von Ferdinand Hodler. Da lernte sie natürlich auch C. A. Loosli kennen, mit dem sie fortan freundschaftlich verbunden blieb. Als die Malerin 1953 eine Monographie zu Ferdinand Hodler verfasste, schickte sie das (französische) Manuskript an Loosli, der begeistert reagierte. Er schrieb ihr, das Buch, das hoffentlich bald erscheinen möge, fülle zwei wesentliche Lücken in der Hodler-Literatur. Zum einen, dass Hodler bisher noch keinen Autor französischer Zunge gefunden habe, der seine künstlerische Persönlichkeit, seine Stellung



Stéphanie Guerzoni: *Ferdinand Hodler als Mensch, Maler und Lehrer*. Aus dem Französischen übertragen von Anna Davidowitch. Rascher Verlag, Zürich 1959.

in seiner Zeit und in den künstlerischen Strömungen des 19. Jahrhunderts vorgestellt hätte. Die andere empfindliche Lücke beseitige das Buch durch die Darstellung von Hodlers Lehrmethoden, die nur ein Schüler, eine Schülerin, selber Künstlerin, so überzeugend vermitteln könne.

1959 erschien das Buch auf Deutsch unter dem Titel «Ferdinand Hodler als Mensch, Maler und Lehrer» beim Zürcher Rascher Verlag. Guerzoni widmete es «Carl Albert Loosli, dem grossen Schriftsteller, meinem lieben Freund». Darin erwähnt sie Loosli mehrmals, hebt seine Bedeutung für Hodler und sein Werk hervor. Davon zeugten «die schönen und zahlreichen Veröffentlichungen, die prächtigen Werke

mit farbigen Reproduktionen der wichtigsten Gemälde, die bedeutenden Schriften, die zahlreichen Vorträge und eine ganze Literatur, die Loosli Hodler gewidmet hat. Vom Künstler zu seinem Biographen und Ordner seines künstlerischen und literarischen Nachlasses ernannt, schuf er das Hodler-Archiv, um das grosse Werk vor der steigenden Flut der Fälschungen zu schützen.»

Guerzoni schildert, wie sie Loosli erstmals begegnete. Loosli sei im Garten von Hodlers Atelier unter einem Kirschbaum auf der Erde gesessen und habe auf einer kleinen Rohrflöte gespielt, «gleich einem arkadischen Hirten».

Der jüngere Loosli und der ältere Hodler verstan- den sich bestens.

Hodler habe sich über Looslis Spässe, Kartenkunststücke und Anekdoten köstlich amüsiert, wie er selber im vertrauten Kreis auch ein Spassvogel war, indem er seine Worte mit der Harmonika begleitete, «oder in improvisierten Gesängen und Tänzen.»

In einer editorischen Anmerkung zu diesem Buch schreibt Guerzoni: «Einige Angaben und Zitate sind den Schriften und Vorträgen von C. A. Loosli, Bümpliz (Bern) entnommen, insbesondere dem Text des Buches *Hodler illustré* in 32 heliogr. Reproduktionen (Ed. G. Crès & Cie., Paris VI) und *Hodler, Kunst und Werk* (Rascher Verlag, Zürich).»

Die Hodler-Schülerin Guerzoni adaptierte in ihrer Kunst in den 1920er Jahren Hodlers symbolistischen Stil. In ihrem Spätwerk malte sie hauptsächlich Porträts, italienische Landschaften sowie Fresken. Guerzoni war die einzige Frau, die Hodler in seinem Atelier zur Ausbildung aufnahm.

Martin Uebelhart

N.B. Es gibt also ein Loosli-Portrait von Stéphanie Guerzoni. Wir haben es bisher nicht gefunden, es schlummert wahrscheinlich in einem Privatbesitz. Für sachdienliche Hinweise danken wir herzlich!

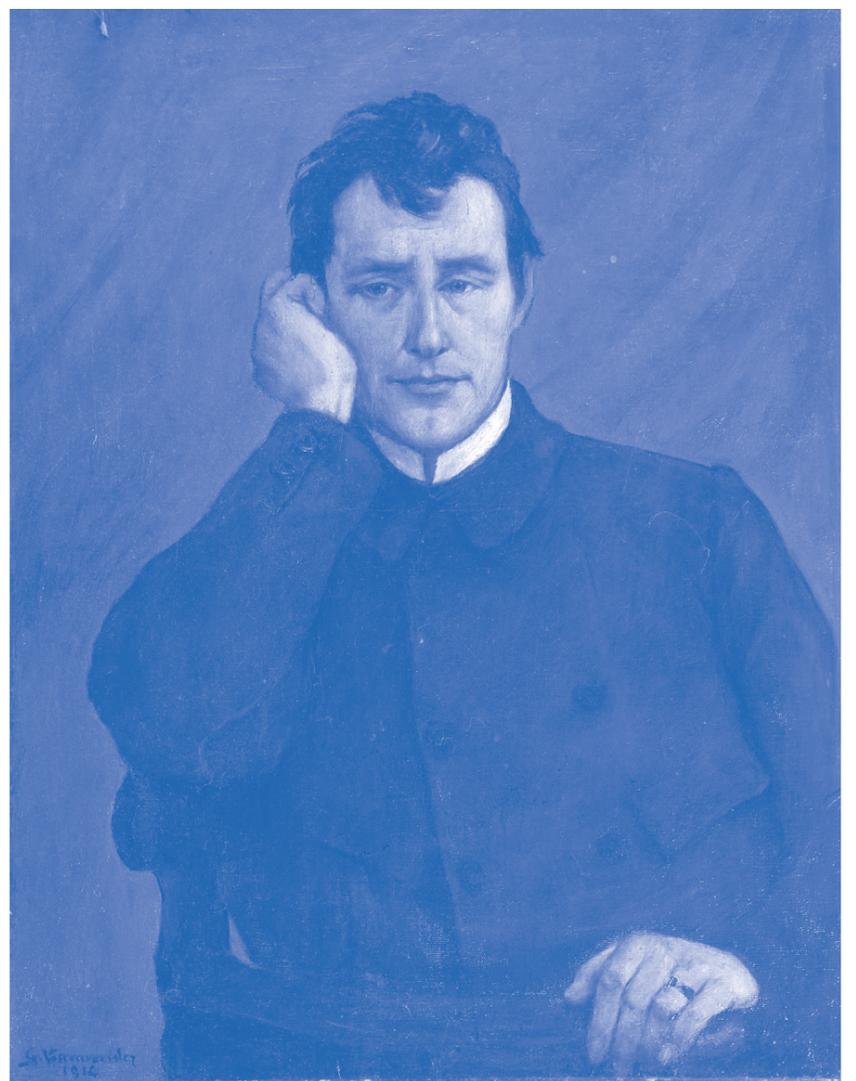
Vor 100 Jahren

Loosli schreibt ziemlich viel für welsche Zeitungen, über Kunst und über Politik. Der Weltkrieg ist vorbei, die verheerende und ebenfalls viele Millionen Tote fordernde Grippewelle auch. Leicht verspätet, im Januar 1919, wird sein Reisebericht ausgeliefert, Was ich in England sah. Verspätet deshalb, weil das Buch auch als Propagandainstrument für die Entente gedacht war. Doch Loosli sieht es wohl anders. Denn irgendwie traut er dem Frieden nicht, der im Juni 1919 in Versailles vertraglich besiegelt wird. Die Verlierer des Kriegs werden gedemütigt, die Donaumonarchie wird in viele Einzelstaaten zerstückelt, Deutschland verliert erhebliche Landteile und muss Reparationen für die Schäden zahlen, die es in Belgien und Frankreich angerichtet hat. Die Gefühle von Hass und Revanche lassen sich so nicht besiegen. Loosli spürt, dass der Krieg nur pausiert, in Beiträgen wie *La République allemande* und *Le danger* persiste in der *Tribune de Genève* warnt er, dass der deutsche imperialistische und annexionistische Geist nach wie vor am Leben sei. Und dass die neutrale Schweiz als Sprungbrett für die deutsche Industrie wie geschaffen sei, um wieder Weltgeltung zu erlangen. Loosli hat richtig geahnt, und bald einmal wird der Finanzplatz Schweiz für die Nazis zwecks Devi-senbeschaffung ungeheuer wichtig werden.

In Kunstbelangen ist er ständig für Hodler unterwegs und arbeitet an dessen Nachlass. Beim Verlag Rascher in Zürich gibt er den Textband Ferdinand Hodler mit zahlreichen Reproduktionen von Gemälden und Plastiken heraus. Im Namen von Max Moos bietet er der Londoner National Gallery Bilder Hodlers an und unternimmt einiges, um den Namen Hodler in England und Frankreich bekannt zu machen. Im Dezember 1919 erscheint sein Aufsatz zu Hodler in der britischen Zeitschrift *The New Europe*. Intensiv arbeitet Loosli auch am Werk von Cuno Amiet, über den er schreibt, für den er Ausstellungen organisiert und die Werbung übernimmt. Im Juli 1919 findet in Langenthal eine Ausstellung bernischer Künstler statt, an welcher Loosli massgeblich beteiligt ist. Er besucht Amiet öfters auf der Oschwand, wird zum Dank für seine Hilfe von diesem portraitiert. Am 23. Juli gratuliert er Amiet zur Würde des Ehrendoktors, den ihm die Universität Bern verliehen hat.

Loosli kümmert sich um Gustav Vollenweider, einen der ältesten Freunde Hodlers, der todkrank ist. Im November macht er in einem Rundschreiben an Kunstinteressierte und Wirtschaftsleute auf die prekäre Lage der Familie Vollenweiders aufmerksam und bringt darin seine Hoffnung zum Ausdruck, dass einige seiner Werke Kaufinteressenten finden. Gustav Vollenweider hat immer im Schatten Ferdinand Hodlers gestanden, zu Lebzeiten. Das ist bis heute so geblieben, von der Bekanntheit und somit vom Marktwert seiner Werke her gesehen. Vollenweider stirbt 1920.

Erwin Marti



Gustav Vollenweider: *Portrait Carl Albert Loosli*, Ölgemälde um 1916

L'inganno del diavolo

Dieter A. Stoll

Carl Albert Looslis Schattmattbauern in italienischer Übersetzung

Carl Albert Loosli: *L'inganno del diavolo*.
Traduzione di Gabriella de'Grandi.
Armando Dadò editore, Locarno 2018

Der Rezensent stellt voran, für ihn kann Loosli gar nie genug Verbreitung finden in der Welt. Seine menschliche Wärme, auf dem Fundament einer Gerechtigkeit für alle Menschen, beunruhigt noch 60 Jahre nach dessen Tod die Mächtigen und Besitzenden. Die Bedrängten der Gesellschaft aber erkennen in ihm ihren uneingeschränkten Anwalt.

Per farla breve: Der Übersetzerin Gabriella de' Grandi, Professoressa Tatjana Crivelli mit ihrem Vorwort aus literaturwissenschaftlicher Warte und nicht zuletzt dem Verlag Armando Dadò ist eine grosse 'corona d'alloro' – ein Lorbeerkrantz also – zu winden.

Loosli in das immense literarische Gebäude der italienischen Kultur aufzunehmen, ist per se ein von Neugierde, Unvoreingenommenheit und Weitsicht geprägter Entscheid. Sinceri auguri!

Dass keine falschen Fährten gelegt werden – das Verlagsprogramm von Dadò gehört zwar zum italienischen Universum, das Verlagshaus aber zur Schweiz. Es befindet sich und hat seine Wurzeln im Tessin. So wie Loosli selbst zwar in den Kanton Bern gehört, mit seinen französischsprachigen Publikationen aber nicht nur die Romands berührte, sondern immer auch ein wenig Frankreich und mit seinen deutschsprachigen Veröffentlichungen neben der Deutschschweiz auch für Deutschland und Österreich steht. Prototypisch für die Schweiz eben, unsere Landessprachen verbinden gegen innen und gleichzeitig mit dem umliegenden Europa.

Dass C. A. L. – ein helvetischer Kosmopolit der ersten Stunde – nun mit einem seiner literarischen Hauptwerke auch im Tessin existiert, würde den unehelichen Sohn eines Italieners und einer Emmentalerin spitzbübisch freuen.

Was ist der Kern des Plots der Schattmattbauern? Die Tochter eines wohlhabenden Bauern heiratet den Sohn eines benachbarten Bauernpaares. In jungen Jahren jedoch begehrte der eigenbrötlerische Vater dieser Tochter heftig die spätere

Mutter dieses Sohnes, jedoch vergeblich. Diese Liebesniederlage verkraftet er nie. Jahre danach inszeniert er seinen Selbstmord so, dass nach der Spurenaufnahme am Tatort einzig der Schwiegersohn als Mörder in Frage kommen kann. Dieser wird nach langer, einsamer Untersuchungshaft zwar freigesprochen. Der einst von Lebensglück und Tatkraft geprägte junge Ehemann kehrt auf den Hof zurück. Seine Seele aber bleibt von den Verdächtigungen und der kreisenden Einsamkeit in der U-Haft für immer gebrochen.

Was für die meisten literarischen Übersetzungen gilt, gilt auch für die Schattmattbauern. Gabriella de Grandi musste sich in eine sehr spezielle Entstehungswelt des ersten eigentlichen Kriminalromans der Schweiz hineindenken. Entstanden vor bald hundert Jahren beschreibt Loosli eine durch und durch ländlich bäurische Welt des noch sehr jungen Bundesstaates.

Bei dem Ringraziamento della traduttrice verweist de' Grandi neben weiteren Helfenden denn auch auf Fredi Lerch, Mitglied unserer Gesellschaft und vor allem kompetenter Mitherausgeber der Loosli-Werkausgabe.

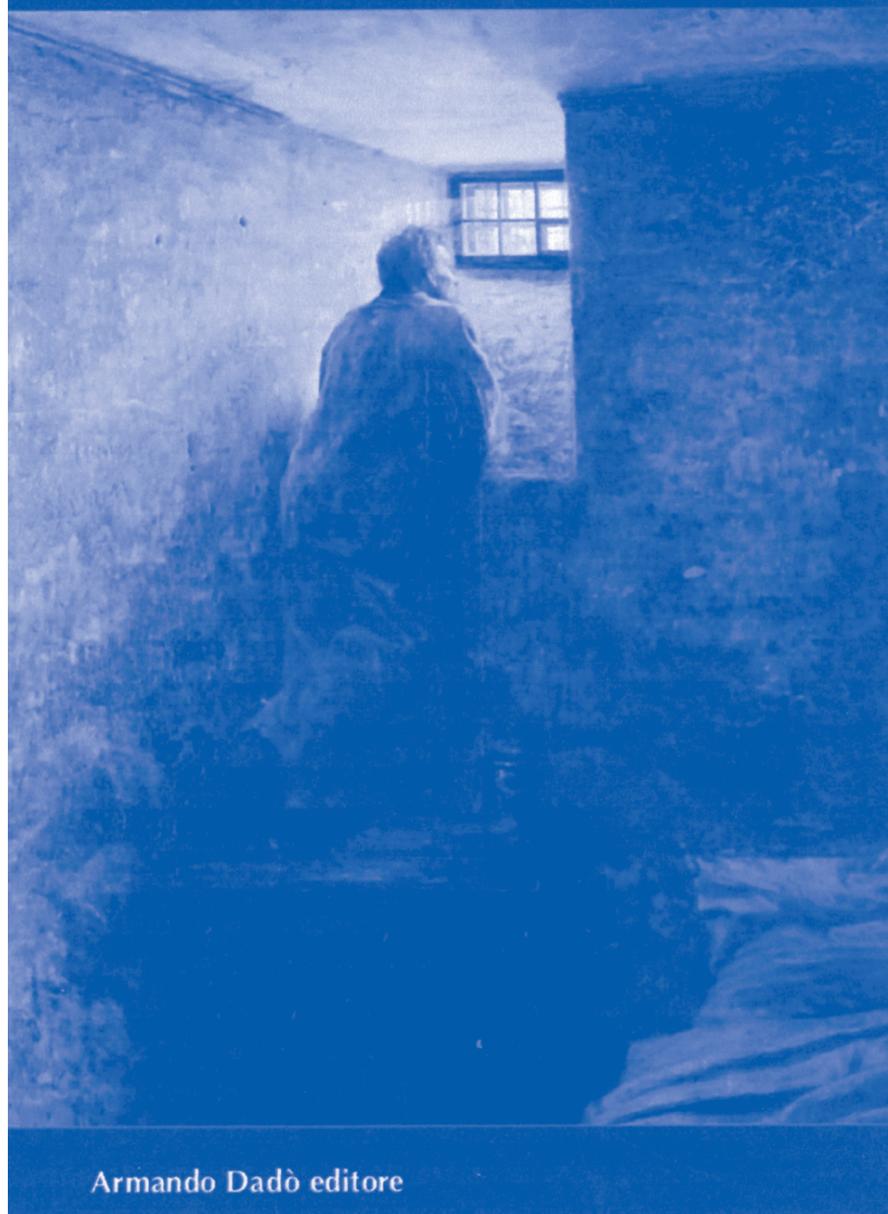
Ein Fachurteil zur Übersetzung zu fällen verbietet sich für einen Laienliebhaber der italienischen Sprache. Dass sich aber sorgfältiges Suchen und Ringen mit der Originalsprache und dem neuen Idiom verbinden, spüren man/frau über die ganzen, rund 270 Seiten. Schliesst das Original mit: 'Nationalrat Brand, als er nach langem Sinnen an die Vergangenheit und Fritz Grädel das Schriftstück weglegte...', übersetzt de' Grandi: 'Dopo avere riflettuto a lungo sul passato e su Fritz Grädel, il consigliere nazionale Brand mise a parte il documento...'. Der Nationalrat wird also nicht wie bei Loosli an erster Stelle genannt, der italienische Fluss fliesst eben freier, wenn Brand hintan gestellt wird. Oder bei der Titelsuche für die italienische Ausgabe haben sich die Tessinerinnen ganz vom Original *Die Schattmattbauern* abgewendet und sich für *L'inganno del diavolo* entschieden. Dies könnte mit 'die Täuschung / der Betrug des Teufels' oder (etwas näher bei Loosli), mit 'teuflischer Betrug' rückübersetzt werden. Der italienische Titel baut mit einer Art Kürzestzusammenfassung direkt die Spannung auf, mit welcher Loosli sich als grosser Empathieträger mit dem Lebenselend seines jungen Protagonisten auseinandersetzt.

Für mich persönlich etwas schade: der dem sorgfältig gegliederten Taschenbuch verpasste Cover. Ein zwar treffliches Bild

Carl Albert Loosli

L'inganno del diavolo

Traduzione e cura di Gabriella de'Grandi
Prefazione di Tatiana Crivelli



für einen einsam gefangen gehaltenen Unschuldigen – die Neugierde aber, die der Titel für das Buch weckt, flacht durch das direkte Zeigen der 'Misericordia' ab. Ein (positiv konnotiertes) Foto mit einem üppig blumengeschmückten Gehöft aus dem Emmental – von dort also, wo die heimtückische Bluttat angesiedelt ist – hätte mit dem gewählten Titel ein höheres Interesse bei der Käuferschaft wecken können.

'Non mentire e non tollerare che ci mentano gli altri', dieses Zitat von Natalia Ginzburg – weder zu lügen, noch zulassen, dass die anderen uns belügen – hat für das Gesamtwerk Carl Albert Looslis Gültigkeit. Mit *L'inganno del diavolo* stellt Gabriella de' Grandi Italienischsprachigen definitiv einen Schlüssel vom und zum Philosophen von Bümpf zur Verfügung.

Empfehlungen

Zur Freude der Imaginierer

Stefanie Leuenberger, Philipp Theisohn und Peter von Matt (Hg.): Carl Spitteler. Dichter, Denker, Redner. Eine Begegnung mit seinem Werk.

Vorwort von Peter von Matt. Erläuterungen von Stefanie Leuenberger. Nachwort von Philipp Theisohn. Nagel & Kimche 2019. 470 Seiten. 38.90 Franken. 978-3-312-01122-3 (auch als E-Book erhältlich)

«Eine leuchtende, überwältigende Bilderfülle schlägt uns entgegen. Alles ist sichtbar, nicht nur die ungezählten Dinge und Götterwesen, sondern auch jene Welt, die uns als innere, unsichtbare gilt; seelische Regungen, Leidenschaften, alles nimmt körperliche Gestalt an.»

Was der Germanistik-Professor Emil Staiger hier so preist, müsste nicht zwangsläufig gut sein. Denn Staiger mochte meist eine biedere, bürgerliche Art von Literatur, die in vielen Fällen eher reaktionär war. So kam es 1966 nicht zufällig zum Zweiten Zürcher Literaturstreit zwischen Staiger und Max Frisch. Doch Carl Spitteler, um den es im Zitat geht, wurde zu Lebzeiten (1845–1924) und noch einige Jahrzehnte danach eben nicht bloss von Liebhabern der «klassischen Literatur» geschätzt, sondern auch (und sogar eher noch früher) von progressiven Kollegen und Literaturkritikern wie Carl Albert Loosli und Jonas Fränkel. Das könnte schon ein Phänomen für sich sein. Aber es wird erst recht eines, wenn man dann lernt, dass Spitteler vor allem nach 1945 ziemlich schnell einmal als verstaubter Autor galt und immer weniger gelesen wurde – und zwar wieder sowohl von den fortschrittlichen Literaturkennern wie aber auch von denen, die sonst dem Kanon zugetan waren.

Dabei hatte Staiger schon recht. Was Spitteler zum Beispiel in seinem Roman «Imago» (1906) macht, wie er da das Innenleben des Protagonisten mit reichem Figurenleben nach aussen projiziert, das hatte schon die psychoanalytische Schule um Sigmund Freud als aussergewöhnlich begriffen und ihre Zeitschrift für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften nach dem Roman benannt. Aber auch Spittelers Epen, wie etwa der «Olympische Frühling» (1900–1905; neue Fassung 1909; Spitteler erhielt für dieses, sein Hauptwerk, vor hundert Jahren den Literatur-Nobelpreis verliehen, was 2019 allenthalben pompös gefeiert wird), zeigen ihn als grossen Imaginierer: Das Epos ist voller lebhafter Figuren, die dem Lesenden eine bunte Welt vorführen, die wir heute der Fantasy-Literatur zuordnen könnten.

Dies macht auf jeden Fall Peter von Matt, emeritierter Professor der Universität Zürich und weit über die Landesgrenzen hinaus bekannter Literaturkritiker und -deuter. Vielleicht gelingt es ihm in diesem Spitteler-Jubiläum mit seinem Namen, Carl Spittelers Werk, das laut von Matt «ein nicht gehobener Schatz» darstellt, «derb und sinnlich, subtil und erkenntnistief, mit nichts Bekanntem zu vergleichen» (Vorwort aus dem hier rezensierten Buch), wieder bekannter zu machen. Denn laut von Matt kommt noch dazu, dass Spitteler nicht etwa veraltet sei: «Herausragend etwa der Text <Vom Volk>. Er analysiert scharfäugig, wie in der

Politik mit dem Wort <Volk> umgegangen wird, und man stellt verblüfft fest, dass alles, was er aufdeckt, auch heute noch geschieht.»

Dass dies nicht etwa der einzige öffentlichkeitswirksame Text Spittelers war, den man bis heute lesen kann, wissen Literaturbeschlagnene auch selbst, die sich vermutlich vor allem an «Unser Schweizer Standpunkt» (1914) erinnern werden, die Rede, in der Spitteler zu Beginn des Ersten Weltkriegs zur absoluten Neutralität aufrief, oder die Rede zum Gottfried-Keller-Jubiläum 1919, die als eine der besten von damals gilt.

Die Anthologie des Nagel & Kimche-Verlags, herausgegeben von Stefanie Leuenberger, Philipp Theisohn und eben Peter von Matt, macht sich nun anheischig, den Lesenden «eine Begegnung» mit dem Werk Spittelers zu verschaffen. Und tatsächlich trifft das zu weiten Teilen zu. Spitteler wird mit klug ausgewählten Texten aus seinen Wirkungsbereichen als Dichter, Denker und Redner vorgestellt. Als Hilfe zur Interpretation, oder um überhaupt ins Werk hineinzukommen, sind dem Buch neben dem Vorwort von Matts vier Einleitungen Stefanie Leuenbergers mitgegeben sowie ein Nachwort von Philipp Theisohn. Für den Kenner von Spittelers Werk ist dieses Nachwort das, was den Band richtig wertvoll macht. Theisohn breitet darin – gestützt darauf, wer Spittelers geistige Anverwandten sind – in aller Kürze so etwas wie eine Erklärung für des Dichters Kreativität aus und was ihn von anderen Literaten unterscheidet. Selbst dafür, warum er in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts derart bekannt war, hat er Ansatzklärungen, und warum diese Gründe in der zweiten Hälfte wegfielen. Überraschend auch die Auslegungen, dass gerade der Rückgriff in die Epenwelt das ist, was Spitteler heute wieder lesbar macht und modern – oder besser gesagt: überzeitlich. Doch die Genialität, wie Theisohn all das darlegt, wie er bei einem Gedicht wie «Die Mittagsfrau» (in der Anthologie auf Seite 297f.) den Zauber erklärt, den es ausübt, und wie er zur knappsten Fassung von Spittelers Poetologie kommt («Die Kunst kann und soll nicht erlösen – sondern die Welt aushalten»), das lese man am besten selbst nach.

Das Lesebuch bietet neben den klugen Beiträgen der drei Herausgeber den ganzen Roman «Imago», einige Erzählungen, Ausschnitte aus den Epen, Gedichte, Essays, einen Ausschnitt aus dem Werk «Der Gottward» (1896) und zwei Reden.

Die einzigen drei kleineren Schwachpunkte sind das Fehlen eines Ausschnitts aus den wunderbaren Kindheitserinnerungen «Meine frühesten Erlebnisse» (1914), die vielleicht falsche Auswahl aus dem «Olympischen Frühling», obwohl doch Peter von Matt in seinem Vorwort Seite 8 auf einen schöneren Teil verweist, sowie die Einteilung des Buches in vier Abschnitte: Erzähler, Dichter, Denker, Politiker – obwohl es doch der Untertitel des Buches – Dichter, Denker, Redner – besser macht, da Spitteler sich eher als Dichter denn als Erzähler sah, und vor allem nicht als Politiker. Am Ende seines Lebens war er stolz darauf, zu sagen, er habe einzig mit der Rede «Unser Schweizer Standpunkt» sich politisch betätigt, sonst nie, geschweige denn sei er Politiker gewesen.

Dies alles aber wiegt wenig im Vergleich zum Umstand, dass sich drei wichtige Literaturkenner einem Werk annehmen,

das droht, vergessen zu gehen, und dem zu wünschen bleibt, dass es wenigstens in diesem Jubeljahr 2019 wieder vermehrt gelesen würde. Denn der «Welt den <Prometheus> [1880/1881 bzw. Neufassung 1924] schenken, und die Welt geht ihren Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre, das ist furchtbar», meinte bereits Rilke.

Dominik Riedo

Spittelers Zeichen

Dominik Riedo: Spittelers Zeichen. edition taberna kritika, Bern 2019, 120 S., brosch., mit vier noch unveröffentlichten Handschriften-Faksimiles. CHF 20.-. ISBN 978-3-905846-51-5

Der Titel «Spittelers Zeichen» ist wörtlich zu nehmen. Dominik Riedo reduziert zunächst ausgewählte Spitteler-Texte auf die Satzzeichen und wertet diese statistisch aus, also wie viele Kommas, Punkte, Anführungszeichen usw. die Texte enthalten:

Zu jedem der ausgewählten Texte finden sich Erläuterungen zu Eigenheiten des jeweiligen Satzzeichengebrauchs, seien es Prosa oder Verse. Was auf den ersten Blick wie eine dadaistische Spielerei aussieht, wird im Nachwort unter dem Titel «Am Ende eines Schreibens kommt der Punkt» mit einem Exkurs in die Geschichte der Satzzeichen erläutert. Man erfährt, dass ein «komplexes geschlossenes System, in dem Punkt, Komma, Fragezeichen, Ausrufezeichen, Doppelpunkt und Semikolon ihre feste Funktion haben», sich erst seit dem 17. Jahrhundert herausbildete. Riedo erwähnt Theodor W. Adornos Anregung, Satzzeichen musikähnlich zu lesen: Den Unterschied von Komma und Strichpunkt werde nur jemand «recht fühlen, der das verschiedene Gewicht starker und schwacher Phrasierungen in der musikalischen Form wahrnimmt.» Was den Widerspruch von Hans-Georg Gadamer hervorrief, der postulierte, Satzzeichen hätten «kein eigentliches poetisches Dasein» – ein «Streit der Fakultäten». Zur Verwendung von Interpunktionen führt Riedo Beispiele anderer Autoren an, weist auf Unterschiede hin, wie sie als Epochen- oder Gattungssignatur, oder auch gegen den «Zeitgeist» gerichtet festzustellen sind. Er erwähnt ebenso aktuelle «mimetische Tendenzen, die zu Beginn noch Konventionsbrüche darstellten, etwa bei Smileys», beliebt bei SMS, eMail und Twitter.

Es geht also um eine Stilistik der Interpunktion. Darüber schrieb Spitteler freilich nie, aber er hatte sich überlegt, einen Text in eigenen, völlig frei erfundenen Zeichen zu schreiben: «Ich

dachte einen Augenblick daran, meinen <Prometheus> in geometrischen Hieroglyphen, grün und rot gemalt, niederzuzeichnen.» Bemerkenswert ist die Anekdote, nach der Ferdinand Hodler in Spittelers Handschrift das Genie erkannte: «[...] Mais c'est un génie! – Musicien et poète!» (zit. n. C. A. Loosli: Ferdinand Hodler und Carl Spitteler, in: Werke Bd. 7, S. 88). An das Nachwort anschliessend finden sich vier Handschriftenbeispiele aus dem Spitteler-Archiv von Dominik Riedo, die nicht «graphologisch» zu deuten, sondern in ihrer Ästhetik zu betrachten sind.

Martin Uebelhart

Über einen pädophilen Vater

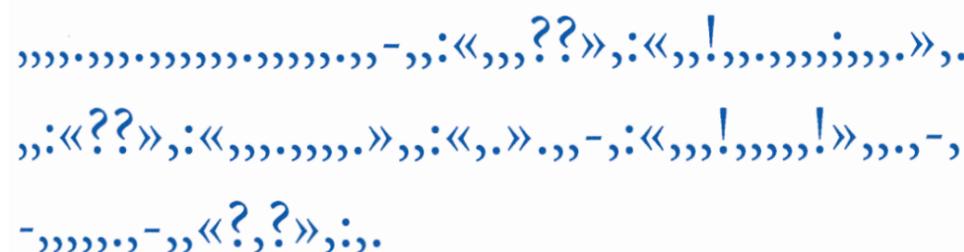
Dominik Riedo: Nur das Leben war dann anders. Nekrolog auf meinen pädophilen Vater. Gießen 2019, ISBN-13: 978-3-8379-2876-1, broschiert, ca. 20 Franken

Ja, dieses Buch ist ein Wagnis. Ein noch nie erfolgter Seitenblick des Sohnes eines Pädophilen, der verabscheut, was sein Vater anderen antat, aber seine Liebe für diesen Menschen doch nicht ganz auslöschen will.

Er hat genug Hassbriefe bekommen im Voraus. Sie hörten auf, als das Buch 2016 endlich vorlag: Neben der Lebensbeschreibung eines pädophilen Menschen, in dem auch viele zitierte Dokumente des Vaters (Tagebücher, Briefe, Notizen etc.; sie werden Aussensichten von Polizeiprotokollen, psychiatrischen Gutachten und weiteren Aufzeichnungen Dritter gegenübergestellt) eigene Sicht zeigen, lag damit vor allem das Zeugnis einer verzweifelten Ambivalenz einem Menschen gegenüber vor, die einen fast verreißen könnte. Wie diesen Menschen nicht lieben, der einem mehr Wärme geschenkt hat als andere Bezugspersonen? Wie noch zu ihm stehen können, wenn er einige Leben praktisch zerstört hat, weil die Kinder (und später Erwachsenen immer noch) mit dem Schaden leben müssen?

Das 2016 sofort vergriffene Buch, dessen zweite Ausgabe in der Schweiz juristisch verhindert wurde, liegt nun mit dem Vorwort eines Psychiaters und einem zusätzlichen Text im Anhang als Neuausgabe in einem deutschen Verlag vor – und ist durchaus auch für Frauen sehr lesbar, wie schon Ruth Schweikert feststellte: «'Nur das Leben war dann anders' ist das ebenso beklemmende wie hoch aktuelle Dokument einer Auseinandersetzung, die keine einfachen Antworten findet auf komplexe Fragen; was Dominik Riedo in diesem Buch verhandelt, zielt in die Mitte unserer Gesellschaft.»

Monika Kreidi



«Spittelers Zeichen» Zeichenpassage aus «Prometheus und Epimetheus» (S. 37)

Um im deutschen Sprachgebiet als gelehrt zu gelten, genügt es, sich unklar auszu- drücken.

Dass man in der deutschen Sprache noch kein Ironiezeichen, wie etwa das Frage- oder Ausrufezeichen, erfunden und eingefügt hat! Nirgends wäre es so notwendig als gerade beim deutschen Lesepublikum, würde es dieses doch von achtzig Prozenten seiner Angst, sich blosszustellen und von fünfzig Prozenten des Ärgers, sich bloss gestellt zu haben, entheben.

Aus **Einfälle und Betrachtungen**, 1920,
unveröffentlicht

Gnade und Recht

Wer sich verlässt auf die Gnade, der möge sich wohl davor hüten,
Dass er darob nicht verscherz, was ihm gebühret, – sein Recht!

Schweizer

Hätten wir Schweizer, was nicht ist, die Freiheit auch selber erfunden,
Würde sie uns zum Gericht! – Niemand verhöhnt sie so schnöd!

Das Endurteil

Zuständig richtet alleine die Jugend das welkende Alter;
– Nie darf es anders sein, – hat doch das Werden stets recht!

aus **Weisheit in Zweizeilern**, Bern 1934

Agenda

Agenda 2020

18. März 2020

19 Uhr

Mitgliederversammlung der Carl Albert Loosli Gesellschaft

Bienzguet Bümpliz (Tram Nr. 7 bis Bümpliz Post)

20.15 Uhr

Thema des zweiten Teils des Abends:

Jaelle Eidam referiert über die Stiftung B und ihre Aktivitäten und wie sie zu C. A. Loosli steht

18. März 2020

21 Uhr

C. A. Loosli trifft Wale Däpp

Paul Niederhauser, Wale Däpp und Werner Aeschbacher treten mit ihrem Programm auf.

Hotel Beatus in Merligen

CHF 25.-, incl. 3 Gang-Menu CHF 54.-
www.beatus.ch

Kurznachrichten

Bümpliz Fest 2019

Bei schönstem Sommerwetter wurde am 31. August in Bümpliz der Eingemeindung des Dorfes in die Stadt Bern gedacht. An unserem Stand wurde die eigens zu diesem Anlass produzierte Sondernummer *Ich schweige nicht!* verteilt, an die 500 Exemplare. Mitgliedern und Medien wurde die Ausgabe per Post zugestellt. Sehr grosses Interesse fand der von Martin Dreier und Werner Wüthrich hergestellte Filmessay *Bümpliz und die Welt*, der in seinen zwei Teilen vorgestellt wurde, *Eingemeindung 1919* und *Der rote Narr*. Zu hoffen bleibt, dass der Film auch anderweitig gezeigt werden kann.

Lesung: Der Sänger

Am 10. Oktober las Lukas Hartmann an der Uni Bern aus seinem Roman *Der Sänger*, der Geschichte des weltberühmten jüdischen Sängers Joseph Schmidt, der 1942 in einem Flüchtlingslager in der Ostschweiz starb. Der Lesung folgten viele interessante Fragen aus dem Publikum, die auch die aktuelle Situation berührten. Organisiert und durchgeführt wurde der Anlass von Hannah Einhaus von der Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft Bern und der Carl Albert Loosli Gesellschaft.

Spitteler Tagung

Am 31. Oktober und 1. November fand in Fribourg bzw. in Bern eine Tagung zu Carl Spitteler statt. Viel Anregendes und auch Amüsantes war von den diversen Referentinnen und Referenten zu hören und es bleibt zu hoffen, dass die Beschäftigung mit dem Werk Spittelers vorankommt. Die Rede war auch von Jonas Fränkel und C. A. Loosli. Gekrönt wurde die Tagung durch einen spokenword-Auftritt von Beat Sterchi am Freitagabend. Die ganze Tagung wurde von Stefanie Leuenberger vorzüglich organisiert. Die Referate werden publiziert werden und wir hören hoffentlich von ihnen.

Von und über C. A. Loosli

C. A. Loosli Werke

Herausgegeben von Fredi Lerch und Erwin Marti.
Rotpunktverlag Zürich, 2006–2009.
www.rotpunktverlag.ch

Anstaltsleben. Verdingkinder und Jugendrecht. Bd. 1, 552 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-330-3

Administrativjustiz. Strafrecht und Strafvollzug. Bd. 2, 520 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-331-0

Die Schattmattbauern. Kriminalliteratur. Bd. 3, 424 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-332-7

Gotthelfhandel. Literatur und Literaturpolitik. Bd. 4, 504 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-333-4

Bümpliz und die Welt. Demokratie zwischen den Fronten. Bd. 5, 568 Seiten. 2009. ISBN 978-3-85869-334-1

Judenhetze. Judentum und Antisemitismus. Bd. 6, 540 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-335-8

Hodlers Welt. Kunst und Kunstpolitik. Bd. 7, 536 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-336-5

Ebenfalls im Rotpunktverlag erschienen:

Carl Albert Loosli:

Mys Ämmital. Gedichte. Einführung von Erwin Marti. Holzschnitte von Emil Zbinden und CD-Hörbuch mit ausgewählten Gedichten, gelesen von C. A. Loosli und Paul Niederhauser. 302 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-388-4

Die Schattmattbauern. Taschenbuchausgabe. 380 Seiten. 2011. ISBN 978-3-85869-442-3

Die Schattmattbauern. Hörspiel. Audio-CD. Emmentaler-mundart von Paul Niederhauser, Musik von Albin Brun. ISBN 978-3-85896-351-8

Pedro Lenz (Hrsg.):

Loosli für die Jackentasche. Geschichten, Gedichte und Satiren. Unter Mitarbeit von Fredi Lerch. 293 Seiten. 2010. ISBN 978-3-85896-426-3

C. A. Loosli Biografie

Erwin Marti:

Carl Albert Loosli. 1877–1959. Erschienen im Chronos-Verlag Zürich. www.chronos-verlag.ch.

Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème 1877–1907. Bd. 1, 396 Seiten. 1996. ISBN 978-3-905312-00-3

Eulenspiegel in Helvetischen Landen 1904–1914. Bd. 2, 541 Seiten. 1999. ISBN 978-3-905313-21-5

Im eigenen Land verbannt 1914–1959. Bd. 3.1, 528 Seiten. 2009. ISBN 978-3-0340-0943-0

Partisan für die Menschenrechte. Bd. 3.2, zus. mit Hans-Ulrich Grunder, 770 Seiten. 2018. ISBN 978-3-0340-1432-8

Michael Hagemeister:

Die «Protokolle der Weisen von Zion» vor Gericht. Der Berner Prozess von 1933–1937 und die «antisemitische Internationale». Chronos, Zürich 2017. 645 S., ISBN 978-3-0340-1385-7

Sibylle Hofer:

Richter zwischen den Fronten. Die Urteile im Berner Prozess um die «Protokolle der Weisen von Zion» 1933–1937. Helbing Lichtenhahn, Basel 2011. 216 S., ISBN 978-3-7190-3144-2.

Dariusz Komorowski:

Ein Intellektueller im Narrenhabit. Carl Albert Looslis politische Publizistik in der schweizerischen Identitätsdebatte um 1900. Königshausen & Neumann, Würzburg 2014. 244 S., ISBN 978-3-8260-5504-1

Gregor Spuhler (Hrsg.):

Anstaltsfeind und Judenfreund Carl Albert Looslis Einsatz für die Würde des Menschen. Chronos, Zürich 2013. 160 S., ISBN 978-3-0340-1129-7

Wer nicht wirbt, stirbt ...

Aufruf an alle Mitglieder der Carl Albert Loosli Gesellschaft
Der Vorstand bittet um Ihre Mithilfe!!

Jedes Mitglied wirbt ein neues Mitglied!

Unsere Gesellschaft soll breiter abgestützt werden, um auch künftige Aktivitäten zu ermöglichen.

Der Vorstand

Mitgliedschaft

Sie werden über die Aktivitäten der Gesellschaft informiert und alle Veranstaltungen, etc., die mit C. A. Loosli in Zusammenhang stehen.

Der Jahresbeitrag beträgt CHF 50.–

Mitglieder der Gesellschaft können werden:

- natürliche Personen, welche das 16. Altersjahr vollendet haben
- Organisationen, Institutionen, Vereine und weitere juristische Personen

Anmeldung unter:

www.carl-albert-loosli.ch/mitglied-werden

Carl Albert Loosli Gesellschaft

Vorstand

Erwin Marti (Präsident)

Chrischonastr. 55, 4058 Basel
Tel. 061 691 51 92
Mail: ejmarti52@yahoo.de

Heinz Fahrner (Kasse)

Obere Gwanne 37, 3713 Reichenbach i. K.
Mail: fahrner@bluewin.ch

Markus Küpfer

Aegertenstr. 72, 5732 Zetzwil
Mail: elisabeth-bernet-eich@gmx.ch

Hansueli Mutti (Sekretariat)

Waldeckweg 5, 3508 Arni
Tel. 031 819 28 54
Mail: humutti@gmx.ch

Dominik Riedo

Weiermattstr. 62, 3027 Bern
Mail: dr@dominikriedo.ch

Impressum

Herausgeberin

Carl Albert Loosli Gesellschaft

Redaktion

Erwin Marti, Martin Uebelhart
und Theresa Affolter

Auflage

750

Druck

myFlyer.ch

Gestaltung/Layout

Giessform, Laurent Steck
Brückfeldstr. 21, 3012 Bern
www.giessform.com